

Monatshefte

für deutsche Sprache und Pädagogik.
(Früher: Pädagogische Monatshefte.)

A MONTHLY

DEVOTED TO THE STUDY OF GERMAN AND PEDAGOGY.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Jahrgang VII.

Januar 1906.

Heft 1.

An unsere Leser.

Im Einklang mit der untenstehenden Empfehlung der Preisrichterkommission, welche sich auf unser Gesuch der Prüfung der eingesandten Vorschläge zur Namensänderung unserer Zeitschrift unterzogen hatte, haben wir nunmehr beschlossen, den bisherigen Titel „Pädagogische Monatshefte“ fallen zu lassen und an seine Stelle den vorgeschlagenen: „*Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik*“ zu setzen. Die englische Fassung des Titels lautet folgendermassen: *A Monthly Devoted to the Study of German and Pedagogy.*

Herrn Dr. E. C. Roedder, unserem geschätzten Mitarbeiter, wurde als dem Einsender des obigen Titels der ausgeschriebene Preis zugesprochen.

Denjenigen unserer Leser, die durch Einsendung von Vorschlägen zur Namensänderung ihr Interesse an unserer Zeitschrift bekundeten, und den drei Herren der Preisrichterkommission, die sich der Prüfung der eingesandten Vorschläge unterzogen, danken wir hiermit aufs aufrichtigste.

Milwaukee, 9. Januar 1906.

Die Herausgeber.

Preis ausschreiben.

Bericht des Ausschusses der Preisrichter.

An die Schriftleitung der „Pädagogischen Monatshefte“: —

Der unterzeichnete, von der Schriftleitung der „Pädagogischen Monatshefte“ ernannte Ausschuss unterbreitet hiermit in Sachen des Preis ausschreibens für einen neuen Titel der Zeitschrift den folgenden Bericht:

Es sind im ganzen sieben Vorschläge uns von der Schriftleitung vorgelegt und von uns einer sorgfältigen Prüfung unterzogen worden. Wir haben uns endgültig für den Titel: „Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik“ (Motto: „What's in a name?“) entschieden, der uns den von der Schriftleitung angegebenen Gesichtspunkten in jeder Hinsicht zu entsprechen scheint, und erkennen dem Verfasser desselben den ausgeschriebenen Preis zu.

Die dem Titel beigegebene englische Übertragung („Monthly Review of German Language and Pedagogy“) können wir jedoch nicht gutheissen. Ohne in diesem Punkte der Entscheidung der Schriftleitung vorgreifen zu wollen, drücken wir unsere Ansicht dahin aus, dass eine annehmbare englische Fassung des Titels wahrscheinlich dem folgenden Typus zu folgen haben wird: „*Monthly Review* (or: Periodical) *for* (or: devoted to) *the study of German* (or: the German language) *and Pedagogy* (or: German methods of instruction).“

Ergebenst unterbreitet:

A. R. Hohlfeld.

H. M. Ferren.

Emil Kramer.

Am Neujahrstag 1906.

Da es die Leser der „Pädagogischen Monatshefte“ ohne Zweifel interessieren dürfte, über den Verlauf des Preis ausschreibens für einen neuen Titel etwas Genaueres zu erfahren, als in dem amtlichen Bericht des Preisrichter-Ausschusses enthalten ist, so teilt der Unterzeichnete hiermit auf Ersuchen der Schriftleitung ein paar weitere Bemerkungen mit.

Die eingelaufenen sieben Vorschläge zerfielen ihrer Fassung nach im grossen Ganzen in zwei Gruppen. Die erste Gruppe umfasste vier Titel, in denen in verschiedener Form die „deutschamerikanische Lehrerschaft“ oder die „deutschen Lehrer Amerikas“ genannt wurden. In der

zweiten Gruppe wurden mit durchgängiger Beibehaltung des Ausdrucks „Monatshefte“ die Fächer genannt, deren Interessen die Zeitschrift dient: deutscher Unterricht, deutsche Sprache, Literatur und Pädagogik, die in den drei hierher gehörigen Vorschlägen in verschiedenen Verbindungen erschienen. Alle vorgeschlagenen Fassungen zeugten von dem ernstesten Bemühen, den Schwierigkeiten der Sachlage in möglichstem Umfange gerecht zu werden, und die von der Schriftleitung beim Ausschreiben als wichtig hervorgehobenen Gesichtspunkte nach Kräften zu wahren. Die in fünf Fällen beigegebenen englischen Fassungen dagegen erwiesen sich mit einer einzigen Ausnahme als durchaus unbrauchbar. Die Titel waren augenscheinlich alle aus rein deutschen Sprachvorstellungen heraus entstanden und machten deshalb — wie das in Fällen prägnanten Ausdrucks naturgemäss fast stets der Fall ist — eine Übertragung unmöglich, die zugleich wörtlich genau und idiomatisch natürlich sein sollte.

Die Preisrichter gingen bei der Sichtung der eingelaufenen Vorschläge zunächst von dem Grundsatz aus, dass ein neuer Titel überhaupt nur dann zu empfehlen und durch Zuerkennung des Preises auszuzeichnen sei, wenn er dem gegenwärtig gebrauchten auch wirklich vorzuziehen sei. Die Titel-Änderung einer Zeitschrift ist an und für sich stets eher ein Nachteil als ein Vorteil. In unserem besonderen Falle fühlte der Deutschamerikanische Lehrerbund ja allerdings, dass der alte Titel keine rechte Werbekraft entfaltet habe, und dass ihm Mängel anhafteten, denen dieser bedauerliche Umstand vielleicht einigermaßen zuzuschreiben sei. Trotzdem wäre es Torheit, von einem neuen Titel bessere Erfolge zu erwarten einfach, weil er neu ist. Um für unsere Zwecke „gut“ zu sein, musste er sich als „besser“ erweisen. Die Preisrichter fühlten sich infolgedessen durchaus nicht verpflichtet, dem besten der eingelaufenen Vorschläge *eo ipso* den Preis zuzuerkennen. So fassten wir wenigstens unsere Aufgabe nicht auf. Wäre der beste der vorgeschlagenen Titel unserem Ermessen nach nicht besser gewesen, als was wir jetzt haben, so wäre von uns überhaupt kein Preis vorgeschlagen worden, oder wenn wir trotzdem, um die Bemühungen der Einsender nicht ganz unbelohnt zu lassen, doch zur Erteilung des Preises geraten hätten, so hätten wir doch zu gleicher Zeit uns gegen die Titelveränderung ausgesprochen.

Glücklicherweise war das nicht der Fall. Die verschiedenen Vorschläge wurden von dem Vorsitz des Ausschusses ohne irgend welche Andeutung seiner eigenen Ansicht den anderen beiden Mitgliedern übermittelt und von allen dreien unabhängig von einander beurteilt. Jeder von uns bezeichnete nicht nur den Titel, den er in erster Linie bevorzugte, sondern auch einen weiteren, der ihm als der zweitbeste erschien. Obgleich diese Abstimmung natürlich kein absolut einheitliches Resultat ergab, so war es doch bemerkenswert, dass von den sechs ausgewählten

Titeln nicht weniger als fünf auf die der obengenannten zweiten Gruppe entfielen, die im Grunde nicht allzu erheblich von einander abweichen. Ohne eine zweite Abstimmung oder weitere Unterhandlungen nötig zu haben, konnte sich also der Ausschuss mit der frohen Erwartung, das Richtige getroffen zu haben, auf den vorstehenden Bericht hin einigen. Wir können zum Schlusse nur noch dem aufrichtigen Wunsche Ausdruck verleihen, dass das Bundesorgan unter der neuen Flagge, die seine gegenwärtigen Ziele und Interessen bestimmter zum Ausdruck bringt, einen möglichst grossen Leserkreis unter der Lehrerschaft und einen möglichst ausgedehnten Einfluss auf das Unterrichtswesen des Landes gewinnen möge.

Madison, am 5. Januar 1906.

A. R. Hohlfeld.

Zum Jahres- und Namenswechsel.

Dem geneigten Leser entbieten wir hiermit einen herzlichen Neujahrsgruss! Wenn dieses Heft in seine Hände gelangt, wird das Jahr 1906 bereits ein Zipfelchen seines Schleiers gelüftet haben; doch birgt es noch so unendlich viel unter demselben, dass auch unser nachträglicher Glückwunsch noch angebracht sein wird.

So hat unser Schmerzenskind denn einen neuen Namen erhalten. Hoffen wir, dass das Motto „*What's in a name?*“, unter dem der zur Annahme gelangte Titel unserer Zeitschrift den Preisrichtern unterbreitet worden war, sich diesmal nicht bewahrheiten wird, dass vielmehr die „*Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik*“ dem Verlage, der Schriftleitung und — allen Lesern in der Zukunft eitel Freude bereiten werden, indem sie Eingang finden bei allen Lehrern und Lehrerinnen der deutschen Sprache, sowie bei allen, die für die Erhaltung, Pflege und Förderung derselben in unserem Lande Herz und Sinn haben, und indem sie alle Leser mit dem, was sie von nun an bieten werden, voll und ganz zufrieden stellen.

Dem deutschen Unterrichte zu dienen, das war die Aufgabe unserer Zeitschrift und soll es auch fürderhin bleiben. Dass wir in diesem Bestreben auch allgemeine Fragen der Pädagogik behandeln, das betrachten wir als unbedingt notwendig; denn je mehr der Lehrer des Deutschen, namentlich der an Primär- und Sekundärschulen, aus seiner Einseitigkeit als Sprachlehrer heraustritt und seine Arbeit unter dem Gesichtspunkte eines Erziehers betrachtet, um so grösseren Erfolg wird er in seinem besonderen Fache erzielen. Daran leidet heutzutage die Schularbeit noch allzusehr, dass die Fachlehrer einer allgemein-pädagogischen Ausbildung entbehren zu können glauben.

Der Arbeit im Schulzimmer soll sicherlich die nötige Aufmerksamkeit in unserer Zeitschrift gewidmet werden. Nur dürfen unsere Leser nicht verlangen, dass der geringe uns zur Verfügung stehende Raum dazu benutzt werde, Leitfäden zu ersetzen. Für die richtige Auswahl, Zurechtlegung und Behandlung des Unterrichtsstoffes soll es nicht an Winken und Ratschlägen fehlen. Doch diese können nur zur weiteren Ausführung und Anwendung die Anregung geben; mehr bedarf auch ein denkender Lehrer nicht.

Unseren früheren Mitarbeitern danken wir aufs herzlichste für ihren bisherigen Beistand und bitten sie, uns auch im neuen Jahre und unter dem neuen Namen treu zu bleiben. Möge dieser auch insofern seine Werbekraft beweisen, dass er uns nicht nur neue Leser in Hülle und Fülle zuführt, sondern dem Blatte auch zu dem alten Stamme der Mitarbeiter neue Kräfte gewinnt.

In jeder Hinsicht, sei es behufs Anwerbung von neuen Abonnenten, sei es behufs Bereicherung des Lesestoffes, müssen wir auf die Mithilfe unserer bisherigen Leser rechnen. Die Lehrer des Deutschen haben unsere Zeitschrift gegründet, ihrer Arbeit und ihrem Besten bestrebt sie sich zu dienen; sie sei darum ihrem Wohlwollen und ihrer tatkräftigen Unterstützung aufs angelegentlichste empfohlen! M. G.

Franklin als Jugenderzieher.

Von **Constantin Grebner.**

(Für die Monatshefte.)

Wir stehen im Zeichen Benjamin Franklins, * des grössten Amerikaners seiner Zeit, Washington und Jefferson nicht ausgenommen.

Wie Franklin sich durchaus selbst bildete, ohne jemals einen nennenswerten Schulunterricht genossen zu haben, was er leistete als Handwerker, Erfinder, Schriftsteller, Moralphilosoph, Staatsmann und Patriot, ist allgemein bekannt. Nicht alle aber mögen wissen, oder darüber nachgedacht haben, auf welche Weise er das Erziehungswesen unseres Landes zu beeinflussen versuchte. Dass er das tun würde, konnte nicht ausbleiben bei einem Manne, der mehr als irgend ein Sterblicher aller Zeiten es je getan, das Terenzsche „Homo sum; humani nihil a me alienum puto“ zu seiner Lebensregel machte.

Schon sein erster Versuch auf dem Felde der Menschenbildung überhaupt aber stand auf dem Boden seines Satzes: „Die Erziehung muss die

* Benjamin Franklin wurde am 17. Januar 1706 zu Boston geboren.

Fähigkeit erzeugen, direkten Nutzen zu bringen." Da haben wir klar und deutlich den Utilitarismus, dem Franklin, wie sein nie verleugnetes Vorbild Sokrates, in allen Dingen huldigte bis zu seinem letzten Lebenshauche. Er, der Selbstgebildete, ist der Vater des Nützlichkeitsprinzips in unseren Schulen, den öffentlichen Erziehungsanstalten, die er perhorreszierte und von deren Zukunft er ebenso wenig eine Ahnung hatte, wie er mit ihrer Schöpfung etwas zu tun haben wollte. Nicht ein Wort in seiner Selbstbiographie oder in seiner Korrespondenz deutet auf ein Einverständnis mit John Adams, seinem Kollegen auf dem Felde der Diplomatie, hin, der doch gerade zu jener Zeit seinem Heimatsstaate die Gesetze für den Aufbau eines öffentlichen Schulwesens schenkte.

Es gab für Franklin sozusagen keine nicht-unterrichtete Jugend. Jedes verständige Lebewesen sollte sich selbst bilden, wie er es getan hatte, wenn es ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden wollte. Der Leseklub „Junto“ in Philadelphia, der dortige Bibliothekverein, die Akademie ebenda, die philosophische Gesellschaft von Amerika — alle Franklins Gründungen — gingen seinen Armen- und Arbeiterschulen und auch seiner Englischen Schule voraus, anstatt auf diese zu folgen, und in keiner dieser Anstalten sollten Individuen zugelassen werden, die nicht schon „fertig lesen und schreiben“ konnten. Wo sie das lernen sollten, darüber schweigt er sich aus — natürlich, so müssen wir voraussetzen, aus sich selber, wie er es getan hatte.

Dass die Junto in ganz Amerika Nachahmung fand; dass Franklins Bibliothekvereine sich zur heutigen sehr bedeutenden Stadtbibliothek in Philadelphia, seine Akademie zur Universität von Pennsylvanien entwickelte, ist womöglich bekannt. Nicht alle von uns mögen aber betreffs der Einrichtung seiner Englischen Schule genau informiert sein. Mein Franklin-Scherflein für die Monatshefte sei daher der Lehrplan dieser Schule, wie der grosse Utilitarier ihn eigenhändig entworfen.

Erste Klasse, bezw. erstes Schuljahr: Englische Grammatik, Rechtschreiben, mechanisches Lesen, Auswendiglernen schwieriger Wörter.

Zweite Klasse: Logisches Lesen, mündliche und schriftliche Wiedergabe des grammatisch zergliederten und sachlich erklärten Lesestückes. (Leitsatz: „Man lasse nie Nichtbegriffenes laut lesen.“)

Dritte Klasse: Rhetorisches Lesen und Rhetorik, freies Sprechen nach klassischen Mustern, Geschichte, Geographie, Physik, Technik, Rechnen.

Vierte Klasse: Dieselben Fächer wie in der dritten Klasse mit Hinzufügung schriftlicher Aufsätze nach Mustern und der Ethik.

Fünfte Klasse: Fortsetzung des 4ten Jahreskurses, dazu selbständige Aufsätze, auch in gebundener Rede, und Logik.

Sechste Klasse: Erweiterung und Beendigung des fünften Jahreskurses, englische Literatur, Zeichnen, Mechanik, Schönschreiben.

Jedesmal, wenn ein neues Fach eingeführt ist, findet sich dabei eine Hindeutung auf den praktischen Nutzen desselben. Der ganze Entwurf schliesst mit diesen Worten: „Diese Schule wird ihre Zöglinge entlassen mit der nötigen Vorbereitung für irgend ein Fachstudium und für alle Geschäfts- und Berufsarten, die nicht eine Kenntnis der alten und der modernen Fremdsprache erfordern. Die Zöglinge werden Jagegen ihre englische Muttersprache desto besser bemeistern und imstande sein, den vielfachen Anforderungen des bürgerlichen Lebens zum Nutzen und Besten und zum Ruhme des Landes und ihrer selbst zu entsprechen.“

Wenn Franklin in seiner Schule sämtliche Fremdsprachen ausschliesst, so darf daraus nicht gefolgert werden, dass er ihren Wert verkannt habe. Hatte er doch während seines zehnjährigen Aufenthaltes in Europa den Nutzen derselben schätzen gelernt. Er setzte nur voraus, dass man sich diese Kenntnis ausserhalb der Schule im Umgange oder durch Selbststudium aneignen werde. Da ist es denn höchst interessant zu vernehmen, wie er das selbst gemacht hat. Er sagt darüber nach einem Hinweise auf die Erfolglosigkeit seines Mühens, in einer sogenannten lateinischen Schule Latein zu lernen, wörtlich: „Nachdem ich aber durch die Praxis gelernt hatte, die französische, italienische und spanische Sprache so ziemlich zu bemeistern, machte ich zu meiner Überraschung bei einem Blicke in ein lateinisches Neues Testament die Entdeckung, dass ich jetzt bei weitem mehr Latein konnte, als ich mir je hätte träumen lassen. Ich fing nun auf eigene Faust an, Latein zu studieren und hatte damit bedeutend mehr Erfolg als früher in der Lateinschule, weil eben die genannten modernen Sprachen mir die Bahn geebnet hatten. Ich glaube daher, dass etwas faul ist in unserer Methode des Fremdsprachen-Unterrichts, indem wir mit Latein anfangen, um auf seiner Grundlage später die ihm entstammten modernen Sprachen desto leichter erlernen zu können. Das Resultat ist aber in den meisten Fällen ein total negatives: Wir lernen nichts. Warum fangen wir, um konsequent zu sein, nicht mit Griechisch an, um Latein zu lernen? Wir können, wenn wir es wollen und gute Kletterer sind, an einem Treppengeländer hinaufklettern, ohne eine einzige Stufe zu benutzen, und auch ebenso wieder heruntergleiten bis zum Fuss der Treppe. Es wird uns aber gewiss leichter werden, die Treppe zu ersteigen, wenn wir bei der untersten Stufe anfangen.

Ich möchte daher unseren Pädagogen nahe legen, angesichts der fruchtlosen Bemühungen so Vieler, die lateinische Sprache zu erlernen, mit Französisch zu beginnen, dann zum Italienischen oder Spanischen und erst nachher zum Lateinischen überzugehen. Denn, angenommen die

Schüler würden, nachdem sie ungefähr dieselbe Zeit auf diese modernen Sprachen verwendet haben, wie jetzt dem Latein allein gewidmet wird, und dann das Sprachstudium überhaupt aufgeben, immerhin eine oder zwei moderne Sprachen erlernt haben, deren Kenntnis für sie von praktischem Nutzen sein könnte."

Wir sehen aus dem Lehrplane und aus diesen Auseinandersetzungen Franklins zur Genüge, dass seine „Englische Schule" weiter nichts sein sollte und konnte als ein Hilfsinstitut beim Selbststudium oder allenfalls eine Fortsetzung desselben, und zwar zu rein utilitarischem Zwecke, nur den praktischen Nutzen einer solchen Bildung für das Individuum und durch dieses für die Allgemeinheit im Auge haltend.

Fassen wir Franklins Bildungsmittel zusammen, so haben wir: Selbststudium, Selbsterziehung, Bücher, Geschäft, Fabriken, Bibliotheken, gelehrte Gesellschaften, Natur und endlich die Menschenseele, fähig, dieses alles zu erfassen und dem praktischen Nutzen dienstbar zu machen, alles aber nur für das Individuum berechnet und jegliche vermittelnde Einmischung des Staates von vornherein ausschliessend.

Und doch, lesen wir Franklins Selbstbiographie, so finden wir bald hier und bald dort einen Götterfunken des Ideales inmitten des auf den ersten Blick undurchdringlichen Dunkels des Utilitarismus — ein Zeichen, dass Franklin, trotzdem er, wieder wie Sokrates, den Wert des Schönen und Guten nur dann zugestand, wenn es zugleich Nutzen bringt, denn doch einen dauerhaften Stein zu dem Gebäude der Jugenderziehung angebracht, den unterschätzen oder gar herausreissen zu wollen wir uns recht sehr hüten sollten. Fügen wir lieber diesen Teil seines Wirkens allem dem hinzu, was er mit seinem Ausspruche meinte: „Es ist unglaublich, wie viel Gutes ein einziger Mann tun kann, wenn er es sich zur Lebensaufgabe macht und sich durch nichts davon abbringen lässt."

Sudermann und Hauptmann. *)

(Für die Monatshefte.)

Eine Buchbesprechung.

II.

Wenn in ganz Deutschland darüber abgestimmt würde, wer der grösste Bühnenschriftsteller der Gegenwart sei, so würde Hauptmann mit

Studies in Modern German Literature.

* Sudermann—Hauptmann—Women Writers of the Nineteenth Century. By Otto Heller, Ph. D., Professor of the German Language and Literature in Washington University, St. Louis. Ginn & Company, Boston, New York, Chicago, London.

einer bedeutenden Majorität aus dem Wettstreite hervorgehen. Otto Heller schliesst sich der Ansicht der Mehrheit an, jedoch mit einer gewissen Beschränkung. Er sieht in Hauptmann nicht den grösseren Dramenschreiber, wohl aber den grösseren Dichter. Als dramatischer Dichter zeigt Hauptmann verschiedene Gebrechen. Seine Charaktere sind stationär, wenn sie auch, dank der ausgezeichneten Auffassungsgabe Hauptmanns, dem Leben nachgezeichnet sind. Diese Lebenswahrheit nimmt anfänglich für sie ein, aber das Interesse erlahmt, weil sie der inneren Entwicklung entbehren. Sie sind nicht wie bei Sudermann die Vertreter von Ideen; sie haben das Gebrechen, zu individuell zu erscheinen, wo die anderen vielfach zu typisch gehalten sind. Das Richtige liegt auch hier in der Mitte.

Wahre Künstlernatur lässt sich Hauptmann nicht absprechen; schon in früher Jugend zeigte er sie, mehr im Suchen nach dem künstlerischen Ideal als wie in der Betätigung desselben. Noch in den Universitätsjahren war er sich im unklaren, ob er Bildhauer oder Literat werden sollte, und so zersplitterte sich seine Tätigkeit nach beiden Zielen hin. Später glaubte er zum Schauspieler berufen zu sein. Der unvollkommene Erfolg dort, der ausgesprochene Misserfolg hier, hatten das Gute, dass sie Hauptmann auf das Gebiet lenkten, auf welchem er in souveräner, wenn auch nicht unbestrittener Künstlerschaft wirken durfte. Eine in sich abgeschlossene und abgeklärte Künstlernatur ist Hauptmann freilich nicht, nicht einmal eine Individualität im strengen Sinne des Wortes; man müsste denn zweien Künstlerindividualitäten, die fast unverbunden in ihm wohnen, abgesonderte Berechtigung geben. Zwei Seelen wohnen auch in seiner Brust, aber sie durchdringen sich ebensowenig als in seinem Glockengiesser Heinrich; jede schreitet für sich allein einher und gewinnt erst Leben, wenn sich die andere für eine Zeit sozusagen zur Ruhe gesetzt hat. Es wohnt in Hauptmann eine eminente lyrische Kraft, die ihn zu einem wirklichen Dichter macht. Als Lyriker schafft er Dramen, welche als solche angreifbar, als Dichtungen von grosser Schönheit sind; als Realist schafft er Dramen, welche als solche wirksam, vom Standpunkt der reinen Schönheit zu verwerfen sind.

Schon aus diesem Gegensatz ergibt sich die Scheidung seiner Dramen in zwei Klassen: Es sind die nach dem naturalistischen Rezept gefertigten Dramen, die besonders den Anfang seiner Laufbahn bezeichnen, und jene Dichtungen, in welchen er die Pfade des Naturalismus verlässt, um das wahre Heiligtum seines Genius zu betreten. In anderen Dramen erscheint das idealistische und das realistische Element häufig so innig verbunden, dass man sie füglich keiner der oben benannten Klassen zuweisen kann.

Von dem Drama „Vor Sonnenaufgang“, welches 1889 unter den Auspizien der Freien Bühne aufgeführt wurde, datiert Hauptmanns Ruhm. Bewunderung und Entrüstung teilte das Publikum in zwei streitende Lager. Prädisposition und erbliche Belastung spielen in Hauptmanns Dramen eine ungehörlich grosse Rolle. So wird im „Friedensfest“ das scheinbar unabwendbare Schicksal einer Gruppe pathologisch prädisponierter Individuen geschildert, die als Familie zusammengeworfen sind. Der Titel ist Ironie; dem äusserlichen Frieden steht der Brandweinteufel, den Hauptmann in diesem wie in anderen Dramen in krassen Farben schildert, im Wege.

Einen Fortschritt gegen die zwei genannten Dramen, besonders in technischer Hinsicht, zeigen die „Einsamen Menschen.“ Den Grundton des Stückes bildet die Dissonanz eines Mannes zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen den Pflichten als Sohn und Gatte und dem Rufe der inneren Stimme. Dissonanzen dieser Art sind dramatischer Natur; undramatisch ist die Auflösung, die Hauptmann ihr gibt. Wo ihm weitere Mittel zu einer solchen fehlen, stellt sich der Selbstmord als „*deus ex machina*“ ein.

Wiederum ertönt das hohe Lied vom Schnaps im „Kollegen Crampton“. Den Höhepunkt aber der naturalistischen Dramen Hauptmanns bilden die „Weber“. Es ist die Tragödie des Hungers und der Verzweiflung. Hier hat der Dichter aus der traurigen Geschichte seiner engeren, schlesischen Heimat geschöpft, der er auch Dialekt und Lokalfarben entlehnt. Was er schildert, hat sich in ähnlicher Weise im Jahre 1844 zugetragen. Die „Weber“ sind ein Drama ohne Helden, falls nicht das geknechtete, von seinen Herren ausgesaugte Arbeitsproletariat hinlänglich als solcher bezeichnet werden kann. Der humanitäre Hintergrund, die Kraft Sympathien zu erwecken, verbunden mit einer lebendigen Realistik, verschafften diesem Drama einen weitreichenden und nachhaltigen Erfolg.

In „Hannele“ tut Hauptmann den ersten Schritt in das idealistische Reich, den er noch einmal und mit noch grösserem Erfolge in der „Versunkenen Glocke“ wiederholt. Im Märchendrama liegt Hauptmanns Stärke; hier ist er unbeschränkter Herr, hier findet er auch unter seinen sonstigen Gegnern fast nur Bewunderer, während es lediglich die Anhänger des rohen Naturalismus sind, die ihrem zugeschworenen Führer den zeitweiligen Abfall von der Fahne ihrer Partei nicht verzeihen können. Der Hang zum Idealismus und einer von des Gedankens Blässe unangekränkelten Romantik liegt im deutschen Blut. Was Paul Heyse sagt, ist Wahrheit: „Ihr möget immerhin mit der Mistgabel des Naturalismus die Sehnsucht nach dem Grossen und Schönen, Idealismus genannt, austreiben, sie wird stets zurückkehren.“ Die Vorliebe des Deut-

schen für das Märchendrama zeigt sich auch in der günstigen Aufnahme ähnlicher Werke anderer Autoren, beispielsweise des „Talisman“ von Fulda, und in dem Gefallen an einfachen Opern, wie Humperdincks „Hänsel und Gretel“, die in ihrer aus der Anschauung des Volkes schöpfenden Einfachheit eine Gegenwirkung zur Ekstase des Wagnerschen Operndramas bilden.

Ebenso wie „Hannele“ ist auch die „Versunkene Glocke“ kein Drama im engsten Sinne, wohl aber eine Dichtung von stellenweise hinreissender Schönheit. Ihr wahrer Wert liegt nicht in der weit hergeholten Symbolik, sondern in ihrer das deutsche Gemüt erwärmenden Innerlichkeit, in jener poetischen Atmosphäre, in welcher sie lebt und webt, und die uns ins romantische Land eines Fouqué und Eichendorff zurückversetzt. In dieser phantastischen Welt ergeht sich Hauptmann wie kein anderer moderner Dichter; keiner wenigstens hat es so verstanden, sie zu beleben. Wo aber der Dichter diese Grenzen überschreitet und es versucht, durch Symbole dem Wesenlosen Form zu geben, da verliert er sich selbst. Die Schwäche des Dramas, als solches und nicht als Dichtung betrachtet, liegt darin, dass uns Hauptmann von dem Übermenschentum des Glockengiessers überzeugen will. Heinrich soll, wie schon der Name anzudeuten scheint, ein Seitenstück zu Faust sein; während aber dieser wirklich Übermensch ist, macht Hauptmanns Held nur den Versuch dazu, an dem er scheitert. Nicht eine geistige und eine sinnliche Seele wohnen in seiner Brust, sondern die eines Would-be-Übermenschen und die eines Decadenzlers.

Mehr als in anderen Werken Hauptmanns weht durch die „Versunkene Glocke“ ein Stimmungszauber, dem wir bei Sudermann nur in vereinzelten Fällen, so in seinem „Johannisfeuer“ begegneten. Hierin zeigt sich Hauptmanns lyrische Begabung im schönsten Lichte. Die enthusiastische Aufnahme, welche die „Versunkene Glocke“ an allen deutschen Bühnen gefunden hat, zeugt für den Geschmack des Publikums, welches willig und zugleich willenlos jede Richtung mitmacht, die sich als ein Fortschreiten des Zeitgeistes manifestieren möchte, das sich aber schliesslich nur von dem überzeugen lässt, was es selbst empfindet, wie es Generationen vor ihm empfunden haben.

Im „Fuhrmann Henschel“, dem Drama, welches unmittelbar auf die „Versunkene Glocke“ folgt, ist Hauptmann zum Naturalismus zurückgekehrt, der durch den „furor poeticus“ eine Zeitlang an die Wand gedrückt war. Er gibt eben nicht gern eine Methode auf, in welcher eine der stärksten Seiten seines Talents sich zeigt, nämlich seine unvergleichliche Beobachtungsgabe. Zu der literarischen Bedeutung der „Versunkenen Glocke“ können sich weder der „Fuhrmann Henschel“ noch die folgenden Dramen, wie „Michael Kramer“ und „Rose Bernd“ erheben. Während

das erste der drei genannten Dramen in Milwaukee wenigstens zu interessieren wusste, blieb bei den beiden anderen selbst der äussere Erfolg aus. Die Grundidee in „Michael Kramer“ ist nicht neu; auch hier spielt der unfertige Künstler, der aus dem Zustand der Gärung nicht herausgelangt, die Hauptrolle. Michael Kramer ist dem Glockengiesser Heinrich und dem Kollegen Crampton geistig verwandt, den letzteren übertrifft er an Degeneration. „Rose Bernd“, dramatisch gut aufgebaut, schreckt zurück durch den Einblick in das trostloseste, unversöhnbarste Elend. Eine Mischung von romantischem Idealismus und krassem Realismus ist der „Arme Heinrich“, eine Wiederbelebung der schönen Erzählung von Hartmann von Aue. Dem modernen Autor blieb es überlassen, den Aussatz in seiner entsetzlichen Gestalt auf der Bühne ad oculos zu demonstrieren.

Es ist ein verhältnismässig noch junger Mann (Hauptmann ist 1862 geboren), der der deutschen Bühne eine so stattliche Reihe von Dramen geliefert hat. Wie viel lässt sich noch von diesem rastlos arbeitenden Talente erwarten, besonders wenn es wieder und endgültig die Bahn betritt, auf der es Werke von unbestrittener Schönheit geliefert hat. Ein grosses Verdienst muss den beiden Männern, denen diese Besprechung gilt, ungeschmälert zuerkannt werden: es ist, dass sie in ihrem naturalistischen Bestreben die dramatische Kunst wieder mit dem Leben verbunden haben. Im Nationalbewusstsein des deutschen Volkes nimmt das Theater heute dieselbe Stufe ein, die es unter den Griechen besessen hatte. Aus einem Platze der Unterhaltung wird es nach Schillerscher Idee eine Lehranstalt zur Vertiefung der Anschauung und Intelligenz. Von dem mächtigen Wogenschlag, der drüben das künstlerische und gesellschaftliche Leben mit sich fortreisst, sind hiezulande nur die äussersten und schwächsten Kreise erkennbar; von den vielfachen Wandlungen, die die dramatische Kunst in Deutschland durchgemacht hat, weiss man hier nichts; das Alte würde neu erscheinen, das Neue vielleicht veraltet.

In gedrängter, zuweilen aphoristischer Form haben wir es versucht, aus dem Gedankeninhalte des Hellerschen Buches zu schöpfen. Wo wir, was übrigens nur mit grosser Vorsicht geschah, Eigenes hinzufügten, waren wir bestrebt, lediglich die Anschauungen des Autors weiterzuführen. Heller hat sein Buch in englischer Sprache verfasst, weil er besonders das amerikanische Publikum mit zwei der fesselndsten Erscheinungen in der modernen deutschen Literatur vertraut zu machen wünschte. Ob der Verfasser es nötig hat, betreffs des Stils und des sprachlichen Ausdrucks an die „traditionelle“ Grossmut des amerikanischen Lesepublikums zu appellieren, erscheint uns zweifelhaft. Der Eindruck, den wir, freilich auch zu den „Fremdgeborenen“ uns zählend, von der linguistischen Seite in Hellers Werk empfingen, war durchaus erfrischend. Heller findet stets den passendsten Ausdruck für seinen Gedanken, und wenn

ein solcher im „Webster“ nicht zu finden ist, so bildet er ihn selbst mit gewinnender Kühnheit. Wir brauchen nur an solche Ausdrücke wie *overmanship* u. ä. zu erinnern. Über die Ausstattung und den Druck des Buches lässt sich nur Gutes sagen. Da der Autor noch nicht das Alter erreicht hat, wo er nach dem viel und unverdient ventilierten Ausspruche Dr. Oslers den Höhepunkt des Schaffens überschritten hat, und von der Notwendigkeit, sich chloroformieren zu lassen, weit absteht, so dürfen wir noch manches von seiner Feder erwarten; und wenn das Kommende so trefflich ist wie das vor uns liegende, so wollen wir gerne noch einmal beitragen, sein gerechtes Lob in den beschränkten Weiten, die diesen Blättern gönnt sind, zu verkünden.

Oscar Burckhardt.

Aus unseren Wechselblättern.

Die Pflege der Sprache des Schauspielers sollte auch für den Lehrer massgebend sein. Jeder Schauspieler trainiert sein Stimm, treibt Stimmhygiene, er muss sie treiben. Der Lehrer tut es selten. Wie behandelt mancher Lehrer seinen Kehlkopf, wie presst er beim Sprechen mit den Muskeln auf Nerven und Blutgefässe des Halses! Kein Wunder, wenn sich dann schwere Störungen des Nervensystems einstellen.

Hier kann der Schauspieler dem Lehrer viel nützen. Ein rechter Bühnenkünstler versteht seine Stimme zu meistern. Das sollte auch das Streben des Lehrers sein. Dazu gehört Selbstbeobachtung, und diese erlangt man nur durch Übung.

Das wichtigste ist, die Stimme zu lockern. Die fortwährende falsche Behandlung des Kehlkopfes hat die Stimme in falschen Geleisen festgefahren; sie ist hart geworden und nicht gewöhnt, anderen Intentionen als den hergebrachten zu gehorchen. Soll der Zwang aus der Kehle entfernt werden, so müssen Zwerchfell und Muskeln viel mehr in Tätigkeit treten. Die richtige Einteilung des Atmens, die möglichst grosse Füllung der Lunge bei jedem Atemzug, die Kunst, beim letzten Satz über dieselbe Menge Luft zu verfügen wie beim ersten: das sind weitere wichtige Punkte, deren Beachtung für den Anfang, aber auch für alle ferneren Übungen unerlässlich ist. Die Bildung der Vokale würde den Stoff zu solchen Übungen geben, wobei besonders dialektische Eigentümlichkeiten zu bekämpfen sind. Sehr viel Mühe verursachen weiterhin die Konsonanten, da hier körperliche Fehler oft die grössten Schwierigkeiten bereiten. Die Beschaffenheit der Zähne, vor allem der Schneidezähne, die Stärke und Stellung der Lippen, die Lage der Zunge, die Beweglichkeit der Kaumuskeln, der Nasenkanal, die Haltung des Kehlkopfes können ungeahnte Hindernisse beim Artikulieren bieten. Die rechte Beachtung von *piano* und *forte*, *crescendo* und *diminuendo* ist weiter anzustreben. Welch packende Gewalt übt eine solche geschickt durchgeführte Steigerung in der Rede des Arnold von Melchthal, in der Erzählung des befreiten Tell oder in dem Monologe Tells aus! Welch ungeahnte Wirkung erzielt ein Lehrer damit, wenn es sich um einen schwierigen Fall der Disziplin handelt; nur darf er das Kunstmittel nicht zu häufig anwenden. Dazu muss dann noch der Gefühlston treten, der hier den Schmerz, dort die Tatlust, dann wieder Verzweiflung, Resig-

nation, Mut u. s. w. darstellt. Schliesslich ist die Beherrschung des Tempos nötig. Wenn hier der goldene Mittelweg stets zu empfehlen ist, so soll doch die Stimme im langsamen und schnellen Tempo nicht versagen; nur wer die Extreme kennt, weiss die rechte Mitte zu halten.

Durch rechte Nuancierung, Tonfarbe und geeignetes Tempo wird der Lehrer imstande sein, zu charakterisieren, die Stimmung festzuhalten, die verschiedenen Personen zu markieren. Der Lehrer soll also lernen, seine Stimme nicht bloss nach der Seite der Sprechfertigkeit zu meistern, sondern auch die Register zu haben, die dem wahren Redner und Schauspieler so gewaltige Macht verleihen. Reichen Nutzen wird der Lehrer davon für sein körperliches Wohlbefinden, aber auch für Unterricht und Erziehung haben. Diese kurzen Ausführungen sollen nur die Aufmerksamkeit auf eine Angelegenheit richten, die, obwohl sie von höchster Bedeutung ist, doch viel zu wenig Beachtung findet. (Allg. Deutsche Lehrerzeitung.)

Disziplin und Strafe. Eine gute Disziplin zeitigt unter günstigen Bedingungen Gewohnheiten, welche die Strafe überflüssig machen. Mögen die Umstände dieses Ziel oft verhindern, so deutet ungebührliche Häufigkeit der Strafe ebenso auf Fehler im Unterricht als bei den Kindern. Ordnung, Fleiss und Gehorsam machen, wenn nur durch Strafe erreicht, die gute Disziplin nicht aus. Eine Disziplin, ob aus Furcht vor Strafe oder anderswie erreicht, welche die Kinder unter beständigen Zwang stellt, ist mit der besten Art zu unterrichten unverträglich. Während einer bestimmten Zeit der Stunde sollten die Schüler ermutigt werden, Fragen an den Lehrer zu stellen, Aufklärung zu verlangen, Mitschüler zu fragen und ihre eigenen Ansichten zum Ausdruck zu bringen. Das kann ohne Vertrauen nicht frei geschehen; die persönliche Sympathie zwischen Lehrer und Klasse ist das wirksamste Mittel, um eine gute Disziplin zu sichern. Wenn es nötig wird, einen Schüler wegen fehlerhafter Arbeit oder Vergehens gegen die Schulordnung zu strafen, so sollte das Wohl des Schülers der Hauptgesichtspunkt sein, wenn auch die Verletzung der Schulordnung in schwierigen Fällen eine Ahndung verlangt. Die Strafe muss gerecht sein, d. h. eine natürliche Folge des begangenen Fehlers. (Suggestions. Board of Educ. London.)

Altertümliche Mittel gegen die Dummheit. Von Cornel Schmitt. Armer Lehrer des 20. Jahrhunderts! Wie oft werden dir die Hände und der Mut gesunken sein, wenn du sahest, wie deine pädagogischen Kunststücke an der Dummheit des Ultimus zu schanden wurden! Und wie oft musstest du dem guten Friedrich Schiller recht geben: Ja, gegen die Dummheit kämpfen selbst Götter vergeblich! Wie einfach dagegen müssen es deine „Vorfahren im Schuldienst“ gehabt haben! Gab es doch so ein simples Mittelchen, das die Dummheit mit einem Schlage kurierte. Ein Kräutlein war's, dem diese Kraft innewohnte und heute schreiten wir achtlos daran vorbei. Der Gauchheil, ein Primelgewächs, heilte den Gauch (mittelhochdeutsch: gouch), unsern Toren und Narren.

Wie das Volk dieses Pflänzlein genau beobachtet hat, sieht man aus den verschiedenen Namen, die ihm beigelegt wurden: Der Thüringer nennt es „faule Magd“, der Mecklenburger „fule Lis“, der Niederösterreicher „fäuli Gredl“, weil es nämlich erst früh zwischen 8 und 9 Uhr die Augen aufmacht. Und gerade das Pflänzlein musste zur Vertreibung der Dummheit dienen? Heisst man das nicht den Teufel mit dem Beelzebub austreiben? Macht's die heutige Medizin viel anders, wenn sie die Schutzimpfung anwendet?

Zu Zeiten aber durchschläft das Pflänzlein Tag und Nacht. Und doch ist's kein Zeichen von Faulheit: Es merkt den grossen Feuchtigkeitsgrad der Luft und weiss genau, dass an diesem Tage schlechtes Wetter eintritt. Da also keine Bestäubung zu hoffen ist, schläft es ruhig weiter. Wer aber das Wetter prophezeien kann — noch dazu mit geschlossenen Augen — der ist gewiss nicht dumm zu nennen. — Dabei versteht der Gauchheil noch andere Künste: „So man ihn zu eingang des Hauses aufheneket, werden dadurch allerlei gespenst vertrieben.“ (Matthiolus.) Er verjagt also solche Geister, die nur in den Köpfen der Dummten spuken. Noch mehr: Er macht „die dunklen Augen hell und lauter.“ So erzählt Jakobus Hollerius, „dass eine wittwe zu Pariss mit dem aus rotem Gauchheil distillierten wasser vielen geholfen habe, welchen Fell in den Augen angefangen zu wachsen.“ Demnach gar ein Mittel gegen die Blindheit! So war also der Gauchheil wirklich ein kräftiges Kräutlein gegen die Dummheit und konnte um so häufiger seine gute Wirkung ausüben, als er im Frühling und im Herbst zur Blüte gelangte.

Neben dem Gauchheil gab es noch andere Pflanzen, die solche Wunderkräfte besaßen. Da ist gleich der Rosmarin zu nennen, der ein vortreffliches Mittel gegen Geistes- und Gedächtnisschwäche sein soll und von Shakespeare schwachsinnigen Leuten eindringlichst angeraten wird. Auch das Eisenkraut gibt Kindern Verstand und Lust zum Lernen. Zuletzt sei die Nieswurz erwähnt. Ihre Wurzel regt bekanntlich sehr zum Niesen an, wenn sie in pulverisiertem Zustand der Nase genähert wird. Heutigentags findet man auch noch vielfach die Meinung verbreitet, das Niesen reinige das Hirn, weshalb manche gar so sehr aufs Schnupfen halten! Die Nieswurz (Heleborus) wird von dem römischen Komödiendichter dem Helleborosus angeraten, einem Menschen, der etwas mehr Verstand nötig hat.

Schade, dass die Pflänzlein ihre köstliche Heilkraft verloren haben! Gar so viele Menschen gibt es noch, die sie gebrauchen könnten! Es wäre halt zu schön gewesen, das Kräutlein wider die Dummheit!

Das examinierte Hühnchen. Aus dem „Bremer Schulblatt“ entnehmen wir die folgende Fabel. Sie ist allen Schulpedanten gewidmet, die jetzt wieder einmal in Prüfungen der Lehrer alles Heil für die Schularbeit erblicken. Unseren Lesern diene sie je nach Bedarf zum Trost oder zur Erheiterung.

„Auf einem Hofe lebte einmal ein junges Huhn, das eben erst dem Kükenstande entwachsen war. Es war sehr fleissig und legte grosse und schöne Eier. Nach einiger Zeit wollte es gern in die Zahl der zukünftigen Hennen aufgenommen werden. Darum wurde eine Versammlung von gelehrten alten Hähnen berufen, welche die Fähigkeit des Hühnchens prüfen sollten. Der Hofhahn gab ihm ein schönes Zeugnis mit, worin der Fleiss des kleinen Huhnes und die Grösse seiner Eier sehr gerühmt wurden. Nun musste Hühnchen ein Probeei legen. Dabei war es etwas ängstlich; denn es genierte sich, weil die alten Hähne so scharf beobachteten, wie es sich anstellte und wie das Ei herauskam. Aber es nahm sich zusammen und brachte das schönste Ei zustande, das es jemals gelegt hatte. Die Hähne hatten natürlich sehr viel daran auszusetzen; denn sie waren ja gelehrt. Hühnchen meinte: „Ich möchte mal sehen, was für Eier ihr wohl gelegt hättet!“ Solche Gedanken durfte es natürlich nicht laut herausgackern. Nach längerer Beratung faasten die alten Hähne den Beschluss, das Probeei für genügend zu erklären. Nun begannen sie, dem Hühnchen allerlei Fragen vorzulegen. Hühnchen wusste auch gut Bescheid. Es setzte in geläufigem Gackack auseinander, wie oft und wohin es ein Ei legen müsse, und was es zu fressen habe,

damit die Eier gut würden. Schon glaubte es, die Prüfung bestanden zu haben, als es plötzlich gefragt wurde, auf welche Weise es den Inhalt des Eies berechne. Das arme Hühnchen schwieg; es wusste die Formel nicht, denn es war eine sehr schwere Formel. Die gelehrten Hähne krächzten sehr entrüstet und jagten es mit Schimpf und Schande fort. Betrübt kam das Hühnchen auf seinen Hof zurück. Von jetzt ab frass es fast gar nichts mehr; es wurde struppig und mager und seine Eier wurden immer seltener und kleiner. Tag und Nacht hockte es im Stalle und bemühte sich, die Formel zu lernen. Als es ihm endlich mit vieler Mühe gelungen war, stellte es sich wieder den alten Hähnen vor. Der Hofhahn hatte ihm diesmal kein so schönes Zeugnis ausgestellt, und auch das Proberei war nur kümmerlich, aber es wusste die Formel zur Berechnung des Eivolumens. Darum erklärten die gelehrten Hähne es jetzt zur etatsmässigen Henne. Stolz kehrte unser Hühnchen jetzt auf den Hof zurück. Nach acht Tagen war die Formel vergessen; nach 14 Tagen hatte es sich wieder herausgefüttert. Bald legte es wieder viele Eier, grosse Eier, schöne Eier. Eigentlich hätte es dies gar nicht mehr nötig gehabt; denn es war jetzt eine zukünftige Henne. Aber es war ein braves Tier."

Mittel zur Erziehung einer grösseren technischen Lesefertigkeit. Hierüber hielt Bezirksschulinspektor Korgor vor einiger Zeit in einer Lehrerversammlung in Auspitz (Mähren) einen Vortrag. Seine Ausführungen gründeten sich auf folgende Leitsätze: Das Hauptaugenmerk ist darauf zu richten, dass die Kinder schon auf der Unterstufe eine gewisse Lesefertigkeit erzielen. Mittel: der Flüchtigkeit beim Lesen muss gewehrt werden, also langsam lesen! Falsch gelesene Wörter dürfen nicht seitens des Lehrers verbessert werden, sondern es ist der Schüler anzuleiten, bis er das Wort selbst zu lesen vermag. Auf lautes, kräftiges Lesen ist zu achten, desgleichen darauf, dass jeder Laut richtig gebildet wird. Die Erläuterung des Lesestückes darf nicht über das Bedürfnis ausgedehnt werden; auf das Lesen selbst ist die meiste Zeit zu verwenden. Alle Kinder müssen in der Lesestunde stets mitlesen, daher muss man sie „oft ausser der Reihe, oft im Chor, oft bankweise" lesen lassen. — Die zu lange anhaltende Einübung der Lesestücke ist zu vermeiden. Das Lesen von Gedichten muss abwechseln mit dem Lesen von Erzählungen und Beschreibungen; bei der Erzielung der Lesefertigkeit sind letztere den Sprachstücken in poetischer Form vorzuziehen. — Auf der Unterstufe ist ein Stück zuweilen auch von rückwärts zu lesen. — Die Kinder müssen von einem Tage zum anderen einen kleinen Abschnitt zum Durchlesen bekommen. — Es ist zweckmässig, zuweilen ein ganz unbekanntes Lesestück ohne weitere Erläuterung lesen zu lassen, um die Kinder zum scharfen Ansehen der Wortbilder zu nötigen; das Lesestück muss jedoch im Anschauungskreise des Kindes liegen. Von Zeit zu Zeit sind Wörtergruppen mit mehrsilbigen Wörtern und Konsonantenhäufungen an die Schultafel zu schreiben, damit an diesen die Lesefertigkeit geübt werde.

Raubbau in der Schule. Die von Jeannot Emil Freiherrn v. Grotthuss herausgegebene Monatsschrift „Der Türmer" (Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart) zitiert aus dem Marbacher Schillerbuch folgende Äusserung des Bonner Literaturhistorikers Prof. Dr. Berthold Litzmann über den Kunstwert von Schillers Balladen: „Zufolge der unseligen Einrichtung, dass die Schillerschen Balladen um ihres sittlichen Gehaltes willen auf der Schule als Lehrstoff verarbeitet werden, besteht die dringende Gefahr, dass das Bewusstsein, mit welchen Kunstwerken allerersten Ranges wir es bei den Schillerschen Balladen zu tun haben, mehr und mehr bei uns schwindet. Keinem Zeichenlehrer fällt es ein, stümperhafte An-

fänger sich am Apoll von Belvedere oder der Juno Ludovisi verständigen zu lassen; dafür sind einfache, gute Vorlagen da, die der Schüler auch in diesem Anfangsstadium verstehen und nachbilden kann. Aber für unseren ästhetischen Unterricht oder für die paar Brocken, die davon im deutschen Schulunterricht abfallen, da sind unsere Klassiker, und Schiller vor allen Dingen, gerade gut genug, um von Quartanern und Tertianern in schauerlichen Deklamationen und stümperhaften Stilübungen misshandelt zu werden. Die Folge ist, dass die Jungen alle Freude und allen Respekt vor dem Kunstwerk verlieren und mit Schillerschen Balladen den Begriff und die Vorstellung von unerträglicher, moralisierender Pedanterie und höchstens von einer Reihe schönklingenden Verse verbinden lernen. Die Menschen sind zu zählen, die heute noch eine Schillersche Ballade ganz rein als Kunstwerk auf sich wirken lassen und genießen können. Und wenn sie es können, so haben sie, ich spreche aus eigenster Erfahrung, sich die Unbefangenheit in reiferen Jahren selbst erwerben müssen, trotz der Schule, die alles getan hat, ihnen für immer die reine Freude zu verderben. Wenn wir so wie bisher fortfahren, so werden wir Schiller uns und unseren Kindern bald völlig verleidet haben. Hier wäre ein Warnungsruf „Videant consules!“ am Platz. Denn es handelt sich um einen geistigen Raubbau, der uns unermesslichen Schaden tut.“

Berichte und Notizen.

I. † Dr. Friedrich Karl Castelhun. †

Pflegt die deutsche Sprache,
Hegt das deutsche Wort;
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort,
Der so viel des Grossen
Schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen
Ihr ins Herz gesenkt.

Der Dichter dieses Mahnrufes „An meine Kinder“, Dr. Friedrich Karl Castelhun, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Er starb am 1. November, und seine irdischen Reste wurden am 3. November im Odd Fellows Krematorium in San Francisco eingäschert, wie er es in seinem Gedichte „Kodizill“ selbst gewünscht hatte:

„Lasst mich einstens nicht vermodern!
Wollt ihr mich im Tode ehren,
Sorgt, dass Flammen mich umlodern,
Und dass Gluten mich verzehren!“

Mit ihm starb einer unserer besten deutschamerikanischen Dichter, ein Mann, dessen Herz stets für das Wahre und Gute glühte, und ein Arzt, der manchem Leidenden seelische sowohl als physische Linderung gereicht hat. Seine Mahnung, deren Anfangsstrophe wir oben anführen, ist der klassische Ausdruck der Sorge für die Pflege unserer Muttersprache in diesem Lande geworden, und seine übrigen Dichtungen hauchen den Geist eines kühnen Denkers und die Seele eines gemütvollen Menschen.

Wer mit dem Greise in Berührung kam, musste seinen jugendlichen Humor und die stets jung bleibende Schwungkraft seines Geistes bewundern. Er war ein

beredtes Zeugnis davon, wie wir unseren Geist jung erhalten können, obgleich unser Körper altert, wenn wir nur das Herz auf dem rechten Flecke haben, und wenn wir unseren Sinn in bescheidener Weise offen halten und neuen Eindrücken zugänglich bleiben. Einen solchen Menschen gekannt zu haben, erhält unseren Glauben an die Menschheit und stärkt uns in der Überzeugung, dass wir selbst „zu was Besserem geboren sind“ und Besseres erleben werden, wenn wir nur ihm entgegen kommen und wacker daran mitwirken helfen.

Ehren wir das Andenken dieses edlen Toten, indem wir in seinem Geiste weiterwirken!

„Wenn dereinst entfallen
Mir der Wanderstab;
Wenn ich längst schon ruhe
In dem kühlen Grab:
Was die Gunst der Muse
Freundlich mir beschied,
Ehrt es, meine Kinder,
Ehrt das deutsche Lied!“

V. B.

II. Bericht über die Jahresversammlung der Central Division of the Modern Language Association of Amerika.

Die elfte Jahresversammlung der Central Division of the M. L. A. fand auf die Einladung der Universität Wisconsin vom Mittwoch, dem 27. Dezember, bis zum Freitag, dem 29. Dezember verflossenen Jahres, in den Räumen der staatsgeschichtlichen und Universitätsbibliothek statt. Die Versammlung darf ohne Einschränkung als erfolgreich bezeichnet werden. Die Beteiligung war rege; so ziemlich das ganze Gebiet, das die zentrale Abteilung als ihr zugehörig betrachtet, war vertreten; ja, selbst der äußerste Osten hatte einen Teilnehmer entsandt. Erfreulich war auch die Beteiligung der Lehrer an Sekundärschulen aus mehr oder minder bedeutender Entfernung. Nimmt man den im ganzen untrüglichen Massstab der Besuchsziffer, den die Kontrolle durch die Eisenbahnen liefert, so ergibt sich allerdings eine weniger erfreuliche Tatsache: die zur Ermässigung der Rückfahrpreise verlangten einhundert Fahrscheinbeglaubigungen konnten wiederum nicht aufgebracht werden. Andererseits aber, und das ist doch wohl wichtiger, waren noch selten bei gleicher oder selbst höherer Besucherzahl während des Abhaltens der Vorträge jeweils so viele Teilnehmer in dem Versammlungsraume vereinigt. Dass die Assoziation eine Anzahl neuer Mitglieder gewann, soll nicht der hiesigen Versammlung gutgeschrieben werden, denn ein kleiner jährlicher Zuwachs ist das Normale. Erwähnt sei noch der für die Central Division recht schmeichelhafte Umstand, dass von den im letzten Jahre neu eingetretenen Mitgliedern fast zwei Drittel, von den im gleichen Zeitraume ausgeschiedenen nur etwa ein Viertel auf den mittleren Westen entfallen.

Die Versammlung begann am Mittwoch nachmittag und erstreckte sich in vier rein wissenschaftlichen, einer allgemeinen und einer lediglich praktischen Zwecken dienenden Sitzung bis zum Freitag mittag. Die allgemeine Sitzung fand am Mittwoch abend statt; in ihr begrüßte Dr. E. A. Birge, der Dekan der philosophischen Fakultät der Universität Wisconsin, die erschienenen Gäste und hob in seiner Ansprache den Kulturwert des Unterrichtes in den neueren Sprachen her-

vor, der von dem in keinem anderen Unterrichtsfache erreicht werde. Der sich daran schliessende Vortrag des Vorsitzenden, Prof. F. A. Blackburn von der Universität Chicago, über einen vernachlässigten Zweig des englischen Unterrichts, betonte die Notwendigkeit, der Ausbildung der Schüler im Sprechen grössere Aufmerksamkeit zu schenken, als es die Schule gemeinhin tut.

Mit besonderer Genugtuung durfte es die Vertreter der deutschen Sprache und Literatur erfüllen, dass der Löwenanteil an den wissenschaftlichen Sitzungen — nicht weniger als zehn Nummern des Programms aus insgesamt einundzwanzig — der Germanistik zufiel. Eine Inhaltsangabe, selbst eine gedrängte, verbietet der Raummangel; auch werden die meisten der Arbeiten voraussichtlich noch im Laufe des Jahres im Druck erscheinen. Es seien also nur die Titel gegeben: 1. Möser and the Doctrine of the Diversity of Nature, von Prof. J. A. C. Hildner, Universität Michigan; vorgetragen von Prof. Canfield.—2. The Historic Drama before Grabbe, von Frl. L. M. Kueffner, Lombard College.—3. Adam Daniel Richter, Nachricht von J. Wimpflings Deutschland zur Ehre der Stadt Strassburg, etc., mit einigen Anmerkungen zu der deutschen Sprache, 1752, von Prof. Ernst Voss, Universität Wisconsin.—4. Friedrich Heinrich Jacobi's Home at Pempelfort, von Dr. O. Manthey-Zorn, Univ. Illinois.—5. Symbolism of the Early German Romanticists, von Dr. P. Reiff, Washington University.—6. German Sources of Ruskin, von Prof. C. von Klenze, Univ. Chicago.—7. Luther's Study of the Social Conditions of Germans as a Preparation for the Translation of the Bible, von Dr. W. W. Florer, Univ. Michigan (kam nicht zum Vortrag, da der Verfasser weder selbst erschienen war noch einen Andern mit dem Lesen des Manuskripts betraut hatte).—8. German Literature in American Magazines from 1800—1845, von Dr. S. H. Goodnight, Univ. Wisconsin.—9. English Translations of Modern German Literature, a Statistical Study, von Dr. A. Busse, Northwestern University.—10. The Source of Weisse's Richard III., von Dr. F. W. Meisnest, Univ. Wisconsin. Mehrere der Vorträge, namentlich die hier unter 2 und 6 genannten, riefen lebhaftes, mitunter scharfe Diskussionen hervor.

Die ganz auf praktische Zwecke berechneten „Department Meetings“ am Donnerstag nachmittag konnten wegen weit vorgerückter Zeit ihr Programm keineswegs erledigen. So musste auch in der deutschen Sektion die Debatte, die der erste Vortrag über „Einige schlimme Mängel in der Herstellung von Vokabularen zu deutschen Grammatiken, Lesebüchern und leichten Texten“ von Prof. M. B. Evans, Univ. Wisconsin, hervorrief, noch vor Schluss abgebrochen werden. Die Ausführungen des Vortragenden, die grösstenteils Zustimmung, in einem Punkte aber auch starken Widerspruch erfuhren, verlangten Genauigkeit in der Darstellung des Akzents, der Aussprache der Laute, insbesondere der Quantitätsbezeichnung, und Einsetzung eines Ausschusses zur Beratung und Festsetzung von Regeln, die eine einheitliche Aussprache in den amerikanischen Schulen herbeiführen sollten.

Für die gesellschaftliche Seite war bestens gesorgt. Ein Empfang am ersten Abend im Hause des Universitätskurators Herrn Lucien S. Hanks vereinigte alle Mitglieder, ihre Gastgeber, Mitglieder der Universitätsfakultät und sonstige Freunde der Assoziation. Am Donnerstag mittag versammelte man sich in Chadbourne Hall zum Luncheon; am Abend wurde in Keeley's Annex den Damen ein Dinner, den Herren ein gemütlicher „Smoker“ gegeben. Die gesellschaftlichen Veranstaltungen verdienten und fanden rückhaltloses Lob, — es muss hier gesagt werden, wenn es auch meine eigenen Kollegen sind, denen ich damit ein offizielles Kompliment mache.

Univ. of Wis.

E. C. Roedder.

III. Korrespondenzen.

Chicago.

Nach dem vom Schulrat vor kurzem veröffentlichten (50.) Jahresbericht sind in dem am 30. Juni 1905 abgelaufenen Schuljahr in den städtischen Schulen im ganzen 279,183 Zöglinge zum Unterricht angemeldet worden. Diese Zahl ist indessen zu hoch gegriffen, soweit die wirkliche Schülerzahl in Frage kommt; man hat nämlich unbekümmert diejenigen Kinder doppelt gezählt, deren Eltern an den Umzugsterminen, im Oktober und im Mai, ihre Wohnsitze nach anderen Schulbezirken verlegt haben. In Wirklichkeit beläuft die gesamte Schülerzahl der städtischen Lehranstalten sich auch gegenwärtig noch nicht auf über 260,000. Sehr stattlich ist aber auch diese Zahl schon und es ist eine wenig erfreuliche Tatsache, dass die vorhandenen Schullokale nicht ausreichen, um sämtliche Schüler darin unterzubringen. Man behilft sich nun notgedrungen, indem man etwa 11,000 ABC-Schützen nur entweder vor- oder nachmittags zur Schule kommen lässt, und diesen Übelstand zu verringern sucht, indem man den betreffenden Klassen je zwei Lehrkräfte zuteilt. Dessenungeachtet wird es leider durch diese Einrichtung vielfach bedingt, dass die benachteiligten Schüler nicht so rasch beim Unterricht vorankommen, wie es sonst der Fall sein würde. Sie verlieren so entweder ein ganzes oder ein halbes Schuljahr, oder sie verspäten sich um die gleiche Zeitdauer in ihrer Ausbildung.

Auf die verschiedenen Schulstufen — welche beim Kindergarten beginnen und mit dem städtischen Lehrerseminar in Normal Park abschliessen — verteilen die Schüler und Schülerinnen, nach Prozents der Gesamtziffer berechnet, sich wie folgt:

Kindergärten, 3.57 Prozent; Elementarschulen, untere Stufen, 60.82; Elementarschulen, obere Stufen, 31.22; Hochschulen, 4.21; Lehrer-Seminar, 0.08.

Ausser den regulären Lehranstalten werden von der Stadt auch noch Schulen, oder wenigstens Lehrklassen für blinde, für taubstumme und für verkrüppelte Kinder unterhalten, ferner Abendschulen für Fortbildungsunterricht; Lehrlingsschulen (mit besonderer Berücksichtigung des Baugewerbes) und schliesslich die zur Bändigung von

gewöhnheitsmässigen Schulschwänzern bestimmte Zweigschule in der Vorstadt Bowmanville, sowie die mit dem Arbeitshause in Verbindung stehende John Worthy-Schule.

Die Oberaufsicht über das Schulwesen übt der aus 21, vom Bürgermeister mit Zustimmung des Stadtrates ernannten Mitgliedern bestehende Schulschulrat aus. Die Unterrichts-Angelegenheiten leitet der Schulsuperintendent, dem zwei Hilfssuperintendenten, sechs Distriktsuperintendenten, ein Superintendent für die Durchführung des Schulzwanges, besondere Superintendenten für verschiedene Spezialfächer des Unterrichts, der Direktor (neuerdings ist's eine Direktorin) des Lehrerseminars und der Vorsteher der Zwangsschule zur Seite stehen.

Die Zahl der an den öffentlichen Schulen beschäftigten Lehrkräfte — die Vorsteher der einzelnen Schulen mitgerechnet, obgleich diese der ihnen obliegenden Verpflichtung: den vierten Teil ihrer Zeit auf die Erteilung von Unterricht zu verwenden, zumeist nicht nachkommen, beläuft sich zur Zeit auf 5640, und an Gehältern beziehen diese zusammen jährlich rund \$5,000,000. Es ist das gewiss eine stattliche Anzahl, und doch ist sie nicht ausreichend. Es kommen durchschnittlich auf jede Lehrkraft 47 Schüler, in den unteren Klassen meist mehr, in den oberen einige weniger. Angesehene Schulmänner vertreten die Ansicht, dass beim Unterricht nur dann sich durchgängig einigermaßen gute Resultate erzielen lassen, wenn die, auf die betreffende Lehrkraft entfallende Schülerzahl 40 nicht übersteigt. Wollte man sich aber nach dieser Ansicht richten, so wäre zunächst die Geldfrage in Erwägung zu ziehen. Man hat berechnet, dass es eine einmalige Ausgabe von \$800,000 (für Schulbauten) und einen jährlichen Mehraufwand von \$100,000 für Gehälter, Heizmaterial u. s. w. erfordern würde, die Durchschnittszahl der Schüler in den Klassen der Chicagoer Volksschulen auch nur um 1, d. h. auf 46 heruntorzubringen. Fasste man gar den Entschluss, die Schülerzahl der einzelnen Klassen durchgängig auf 40 zu vermindern, so würde das die Sicherung von Raum und Lehrkräften für 32,000 Schüler erfordern. Man veranschlagt gegen-

wärtig die Kosten von Chicagoer Schulbauten auf \$8000 für jedes Klassenzimmer. Es würde hiernach zur Errichtung der erforderlichen Schulbauten — ganz abgesehen, wohlgemerkt, von denen, welche ohnehin errichtet werden müssen, um dem von Jahr zu Jahr stattfindenden Anwachsen der Schülerzahl Rechnung zu tragen — die Summe von \$5,600,000 erfordern. Dazu käme eine jährliche Mehrbelastung des Gehaltskontos der Lehrerschaft allein um \$577,000. Die Mittel zur Bestreitung solcher Ausgaben sind einfach nicht vorhanden, und unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist auch keine Möglichkeit gegeben, sie sich zu verschaffen. Unter diesen Umständen wird man, wie man auch sonst über den Gegenstand denken mag, es als einen grossen Vorteil für die Stadt und ihr Schulwesen ansehen müssen, dass die Eltern von etwa 100,000 schulpflichtigen Chicagoer Kindern die öffentlichen Schulen für diese gar nicht in Anspruch nehmen, sondern ihre Nachkommenschaft in Privat- oder Gemeindeschulen unterrichten lassen, zwecks deren Unterhaltung sie freiwillig sich selbst besteuern.

Emes.

Cincinnati.

„Nun wird's aber helle“, oder „da schlag einer lang hin“, oder ähnliches möchte man mit dem Berliner ausrufen, wenn man hört und liest, was für Neuerungen in den städtischen Schulen hier noch eingeführt werden sollen. Kommt da Mitte Dezember ein gewisser W. L. Gill von Philadelphia in die Königin des Westens und hält unseren Schulprinzipalen einen Vortrag über die Gründung von „Schulstädten“. Das sind, nach den Ausführungen des Wanderpredigers, städtische Korporationen oder Gemeinwesen im Kleinen, gebildet aus den verschiedenen Klassen einer Schule. Eine solche Schulstadt hat einen Bürgermeister, einen Schatzmeister, einen Polizeirichter (vielleicht auch einen Scharfrichter), Konstabler, Stadträte u. s. w., die samt und sonders von den Herren Kindern von Zeit zu Zeit gewählt werden. Dadurch soll unsere liebe Schuljugend in die Verwaltungsmaschinerie einer Stadt eingeweiht und ihr Interesse an der Politik im allgemeinen und der Städteverwaltung im besonderen geweckt werden. Im Laufe der letzten Jahrzehnte sei nämlich dieses Interesse, behauptet Herr Gill, bei dem heranwachsenden Geschlecht in bedauer-

licher Weise abgestumpft; da müsse nun die Schule (natürlich!) helfend eingreifen.

In einer Distriktschule wurde auch sofort von dem sonderbaren Heiligen so eine Schulstadt organisiert, indem die Kinder die hauptsächlichsten Beamten für die verschiedenen Verwaltungszweige erwählten. Da äusserliche Zeremonien stets einen tiefen Eindruck auf das Gemüt des Kindes machen (und um die Hanswurstiade zu vervollständigen) mussten die erwählten Beamten mit erhobener Hand versprechen, ihre Pflichten treu und gerecht zu erfüllen. Wie Herr Gill sagte, habe er überall, wo er Schulstädte eingerichtet, die Wahrnehmung gemacht, dass die jugendlichen Beamten in auffallend kurzer Zeit ein geradezu verblüffendes Verständnis für Verwaltungssachen an den Tag legten (Jung-Amerika ist ja helle!). Die ganze Kinderei soll sich aber stets in Gegenwart eines Lehrers oder einer Lehrerin abspielen (die haben ja sonst nichts Wichtigeres zu tun), um etwa vorkommende Verirrungen aufzuklären! Heiliger Pestalozzi, welche Schindluderei treibt man nicht in deinem Namen! What's next?*

Zum Schluss dieses Kapitels möge noch konstatiert werden, dass der Wanderapostel Gill im Auftrage der „Töchter der Amerikanischen Revolution“ reist. Die müssen ja wissen, was unseren Schulen und unserer Jugend frommt!

Von den verschiedenen Massregeln, die der verflorene Schulsuperintendent Boone während seiner Amtszeit hier getroffen hat, war sicherlich seine prompte und gründliche Abschaffung der Prozent-Prüfungen die beste. Leider scheint einigen unserer pädagogisch verknöcherten Prinzipalen jener altehrwürdige Zopf nicht gründlich genug abgeschnitten worden zu sein; denn etliche sind bereits wieder stramm dabei, in ihren Schulen jährlich mehrmals sämtliche Klassen gleichzeitig nach Prozenten zu prüfen. Wenn da beispielsweise ein Klassenlehrer in einem Fach 86.9 herausgeschunden, ein anderer aber nur 86.7, so ist natürlich der andere ein um 2/10 schlechterer Lehrer als sein Kollege. Die Prozente beweisen das ja klipp und klar. Boones Nachfolger im

* Von den Schulprinzipalen sind die Ausführungen des Herrn Gill sehr beifällig aufgenommen worden — so hat wenigstens die Tagespresse berichtet!

STATE UNIVERSITY
OF IOWA
LIBRARY

Amte ist zwar als fortschrittlicher Schulmann durchaus kein Freund des Prozent-Systems; aber in allzu nachsichtiger Weise lässt er die alten Herren nach eigenem Gutdünken ihren pädagogischen Kohl bauen. Sei's drum!

Verschiedene Kollegen und Kolleginnen, die in die Zukunft zu schauen vermögen, prophezeien wieder, dass im Laufe dieses Jahres unser bisheriger Schulrat, der sich aus Ward-Vertretern zusammensetzt, abgeschafft werde und dass eine Schulkommission, aus 5 oder 7 Mitgliedern bestehend, an dessen Stelle trete. Im Interesse unserer Schulen und besonders des deutschen Unterrichts wollen wir hoffen, dass jene Wahrsager sich wieder gründlich blamieren.

E. K.

Milwaukee.

Während der Weihnachtswoche fand die jährliche Konvention des Staats-Lehrerverbandes (Wisconsin State Teachers' Association), wie üblich, in unserer Mitte statt. Wie „Das Mädchen aus der Fremde“ so teilt auch diese Konvention „jedem eine Gabe aus“; denn das umfangreiche Programm enthält gewöhnlich Vorträge über die verschiedensten Phasen der Erziehung und des Unterrichts. Die diesjährige Konvention bildete davon keine Ausnahme.

Ausser den Hauptversammlungen, die des Vormittags im Davidson Theater abgehalten wurden, fanden nachmittags an vier bis fünf verschiedenen Orten die „sectional meetings“ statt. Ein Nachteil, den diese Zersplitterung für den Elementarlehrer hat, der gern Vorträge über die verschiedenen Unterrichtszweige anhören möchte, besteht darin, dass diese Versammlungen gleichzeitig tagen. So fallen die Konferenzen über den Musikunterricht mit denen über Geschichte zusammen; die Erörterungen über Mathematik mit denen über den Sprachunterricht.

Die diesjährige Konvention zeichnete sich im grossen und ganzen nicht durch besondere, Begeisterung erweckende Vorträge aus. Einige der in den Hauptversammlungen gehaltenen Ansprachen und Vorträge waren jedoch von allgemeinem Interesse und unbedingt wert, hier im wesentlichen wiedergegeben zu werden.

In der ersten Vormittagssitzung fand eine lebhaft, wenn auch nicht erschöpfende Diskussion über die Pensionierung der Lehrer statt. Supt. Landgraf aus

Marinette kennzeichnete ein Pensions-system für die Lehrer als „entwürdigend, schädlich und unamerikanisch.“ Frl. Minehan vertrat den Standpunkt, dass eine Altersversorgung für die Lehrer, die im Dienste der Erziehung ergraut sind, wohl angebracht und verdient sei und dem Lehrerstand ebensowenig seine Würde raube, als die Pensionen, die unsere ausgeschiedenen Bundesrichter und die aus dem aktiven Dienst tretenden Armeeoffiziere diese Stände entwürdigte.

Von besonderem Interesse für die Elementarlehrer und Schulprinzipale war der Vortrag von Supt. John Kennedy aus Batavia, N. Y., der das in jenem Ort herrschende Zweilehrersystem erläuterte. Man hat in Batavia für solche Klassen, die über 50 Schüler zählen, neben der Klassenlehrerin eine zweite Lehrerin angestellt, deren Aufgabe es ist, die schwachen, rückständigen Schüler einzeln zu unterrichten, bis sie soweit fortgeschritten sind, dass sie die regelmässige Klassenarbeit bewältigen können. Auf diese Weise, versichert Supt. Kennedy, gelänge es, alle Schüler zur festgesetzten Zeit zu versetzen. „Nachzügler, faule und zurückgebliebene Schüler gibt es bei uns nicht; die Nachteile, die der Klassenunterricht en masse für die minder Begabten mit sich bringt, werden durch unser System vermieden“, erklärte Herr Kennedy. „Die Überzeugung bricht sich immer mehr Bahn, dass die individuellen Eigenschaften eines jeden Kindes beim Unterricht berücksichtigt werden müssen: und das bezweckt das Batavia System.“

Der Rabbiner Samuel Hirschberg hielt eine glänzende Ansprache zu gunsten der Einführung des Unterrichts in der Ethik in die Volksschule. Er führte aus, dass die Ausbildung des Geistes ohne spezielle Unterweisung in der Moral, oder besser, Ethik, die Kinder nur einseitig bilde. Ein Mensch könne in allen Wissenschaften wohl unterrichtet sein und als Gelehrter gelten und dennoch ein Schurke sein, der sein Wissen nur zum Verderben seiner Mitmenschen verwertet. Der Zweck der Erziehung werde nicht eher erreicht, als bis man einen planmässigen Unterricht in der Sittenlehre als Spezialfach in die Volksschule einführe. Der Rabbiner schlägt vor, dass ein Textbuch zu diesem Zweck zusammengestellt werde, das die Aussprüche aller Weisen von Konfuzius und Buddha bis auf Henry Ward Beecher und Col. Ingersoll ohne Quellenangabe enthalte, insofern sie sich auf allgemein anerkannte Wahrheiten und sittliche Lebensregeln beziehen.

WISCONSIN STATE
AND TO
WASSEL

Sensation erregte am zweiten Tage die Ansprache des hiesigen Advokaten und früheren Schulratsmitgliedes James Sheridan, der in sarkastischen Worten die Behörden der Staatsuniversität zu Madison geisselte wegen der hohen, einseitigen Anforderungen, die man in dieser Anstalt bei der Aufnahme der Studenten stelle. Man berücksichtige dabei gar nicht die verschiedenen Kurse, die man in den Hochschulen jetzt eingeführt habe. Die Universität schliesse gleichsam ihre Tore denjenigen strebsamen jungen Leuten, die sich z. B. im Handfertigkeitsunterricht auszeichneten. Prof. Slaughter von der Staatsuniversität erwiderte auf Herrn Sheridans Kritik in ebenso scharfen Worten.

Thomas Morgan, ein schlichter Lohnarbeiter aus Chicago, Ill., sprach ernst und eindringlich über die moderne Erziehung der Kinder des Arbeiterstandes, und wies dabei besonders auf die Übelstände hin, wie sie in Cook County vorherrschen. Der Statistik gemäss besuchen dort 75 Prozent aller schulpflichtigen Kinder die Schule nur bis zum vierten oder fünften Grad, und zwar bildet die gesamte Schuldauer durchschnittlich nicht mehr als 300 Schultage. Die Abendschulen, die man für diejenigen Kinder eingerichtet habe, die schon einer Beschäftigung nachgehen, erreichten nicht ihren Zweck, weil diese Kinder meistens durch die Tagesarbeit zu sehr angestrengt werden und dann müde und erschlaft zum Unterricht kommen. Unter den bestehenden ökonomischen Verhältnissen suche man die Kinder des Arbeiterstandes nur zu brauchbarerem Material in der Werkstätte und Fabrik heranzubilden: als automatische Anhängsel zur Maschine!

Der von dem Geistlichen Dr. Frederick M. Edwards am Donnerstag Abend im Pabst Theater gehaltene Vortrag über „Die Beziehung der Schule zum Staat“ war eine in jeder Hinsicht interessante, wenn auch idealistische Auffassung dieses Themas.

Dr. Edwards erklärte den Staat für die höchste Macht, der allein dazu berufen sei, die Erziehung der Jugend zu leiten und zu bestimmen. Das ganze Volk, politisch organisiert als Staat, habe die Verpflichtung, seine Jugend im republikanischen Sinne zu erziehen, aus ihr nicht nur intelligente, gesetzesliebende Bürger, sondern auch brauchbare Produzenten und nützliche Mitglieder des Gemeinwesens zu machen. Private Erziehungsanstalten und Kirchenschulen sollten nie den vom Staat unterhaltenen Schulen überlegen sein. Die Jugend müsse in alle Phasen des sozialen und ökonomischen Lebens eingeführt werden. Durch das ausschliessliche Lernen aus Büchern erreiche man dieses Ziel nicht: die Kinder müssten in Flur und Wald, in der Werkstätte und Fabrik ihr Wissen schöpfen. Die Universität sollte allen offen stehen, die in irgend einem Beruf sich ausbilden wollen: dem Zimmermann und Maschinisten sollte die gleiche Gelegenheit geboten werden, das höchste in ihren Berufsarten zu lernen, wie dem Geistlichen und Rechtsgelehrten.

Die Gesangsvorträge von dem unter Frau Frances Clarkes Leitung stehenden Damenchor und die Kinderchöre, die von den Schülern der County Schulen unter Leitung von Frä. Edith Horney gesungen wurden, waren recht hübsch.

—X—

IV. Briefkasten.

Lehrer.— Die „P. M.“ sind das amtliche Organ des Lehrerbundes und deshalb verpflichtet, alle amtlichen Mitteilungen zu veröffentlichen. Die Schriftleitung muss jedoch alle Verantwortlichkeit für das Nichterscheinen derselben ablehnen. Ihre Anfrage über die Nichtdurchführung des Chicagoer Beschlusses, die Mitgliederliste des Lehrerbundes in der Septemberrummer zu veröffentlichen, sollten Sie an den Sekretär oder den Schatzmeister des Lehrerbundes richten.

C. G.— Möge er kommen, der schöne Tag, wenn die „P. M.“ in der Lage sein

werden, die ständigen oder gelegentlichen Mitarbeiter nach Gebühr zu honorieren. Bis dahin müssen wir an die Opferfreudigkeit der Kollegen appellieren. Augenblicklich sind die Geldmittel nicht vorhanden, um mehr als die nötigsten Ausgaben zu decken. Wenn es uns gälte, das erste Tausend voll zu machen, — — —!

J. A.— Sie denken, eine Glosse ist der anderen wert und glossieren die Burckhardtschen „Lehrertagsglossen“. Es ist die alte Geschichte. Eine an und für sich ganz richtige allgemeine Bemerkung bezieht ein Einzelner, den sie

nicht trifft, auf sich und schliesst daraus auf die Hinfälligkeit der Behauptung. Und doch hat Herr Burckhardt recht. Es fehlt dem jungen Nachwuchs in den Reihen der deutschen Lehrerschaft vielfach an der nötigen Begeisterung und dem nötigen Vertrauen. Es gibt zu viele Deutschlehrer und nicht genug deutsche Lehrer, die erfüllt sind von der Bedeutung und Grösse ihres Berufes. Wer Sie kennt, weiss auch, dass es Ihnen an der Begeisterung und Berufsfreudigkeit nicht fehlt. Aber viele ermangeln des Bewusstseins, dass der echte deutsche Lehrer im Dienste einer grossen Sache steht. Viele werfen die Flinte ins Korn und fliehen die Reihen der Kämpfer, die nach ihrer Meinung auf einem verlorenen Posten stehen. Noch eins: Beim Aufnutzen eines Druckfehlers passiert es dem Kritiker zuweilen, dass ihm in dem Satze, der die Kritik enthält, ein Schreibfehler unterläuft.

Junger Lehrer. — Sie stellen an uns die „bescheidene“ Anfrage, wie sich ein junger Lehrer bei einer Lehrerkonferenz zu verhalten habe. Bescheidene Tätigkeit oder Aktivität, hier ist das Fremd-

wort ausdrucksvoller, Hören und Sprechen, Empfangen und Geben sei Ihre Lösung.

Übergrosse Schüchternheit und Zurückhaltung seitens der Jüngeren, besonders der Damen; ein bischen Gleichgültigkeit oder Bequemlichkeit, eine Portion bewusster oder unbewusster Selbstsucht, die nur empfangen aber nichts geben will, das sind die Klippen, an denen manche Vereinsschifflein scheitern. Nicht zu vergessen, die schlimmen Treppenwitzer, die sich in der Versammlung in vornehmes Schweigen hüllen, aber nach der Versammlung um so beredter sind.

Ein Lehrerverein kann nur dann Gedeihliches leisten, wenn alle, Alte und Junge, Erfahrene und Unerfahrene, freudig, selbstlos und stets sachlich und höflich zusammenwirken. Der junge Lehrer frage und berichte über seine Tätigkeit. Aufgabe der Älteren und Erfahrenen sei es, das von dem jüngeren Kollegen Vorgetragene rücksichtsvoll und freundlich zu ergänzen, zu erweitern und richtig zu stellen.

„Ein Jeder wird besteuert nach Vermögen!“

V. Umschau.

Vom Lehrerseminar. Am letzten Schultage des verflossenen Jahres beendete die Anstalt das erste Tertial ihrer Jahresarbeit. Ohne erhebliche Zwischenfälle ging dieselbe bisher von statten. Die Schüler taten nach Kräften ihre Pflicht und Schuldigkeit, wovon die vor den Ferien erteilten Zeugnissen das beste Zeugnis gaben.

Am 23. Dez. veranstaltete die Muster-schule des Seminars, die Deutsch-Englische Akademie, ihre jährliche Weihnachtsfeier, an deren musikalischem Programm sich auch die Schüler beider Seminare beteiligten. Die Feier nahm einen schönen Verlauf und fand den Beifall der Gäste, die die grosse Bundes-turnhalle bis zum letzten Platze füllten.

Eine Bereicherung erfuhr das physikalische Laboratorium im Anstaltsgebäude durch eine Vorrichtung, welche eine vollständige Verdunkelung des Zimmers zur Vornahme von optischen und elektrischen Experimenten ermöglicht.

Am 25. November fand an dem hiesigen deutschen Theater die erste klassische Schülervorstellung statt, in wel-

cher Lessings „Nathan der Weise“ in vorzüglicher Weise zur Aufführung gelangte. Dank der Liberalität des Herrn Dr. Joseph Schneider, eines Vorstandsmitgliedes des Seminars und langjährigen Gönners der Anstalt, wurden den Studenten beider Seminare Eintrittskarten für diese Vorstellung zur Verfügung gestellt.

Laut Beschluss des Vollzugsausschusses soll des 50jährigen Todestages Heinrich Heines in würdiger Weise vom Seminar gedacht werden, und zwar soll der hiesige „Verein Deutscher Lehrer“ zur Mitwirkung eingeladen werden.

In Ausführung des von der letztjährigen Generalversammlung gefassten Beschlusses, die Agitation für das Seminar von neuem zu beleben, ist Seminardirektor Griebisch auf Anregung des Verwaltungsratsmitgliedes Prof. Dr. Otto Heller von den Zweigvereinen des Deutschamerikanischen Nationalbundes zu St. Louis zur Abhaltung eines Vortrages dahin eingeladen worden. Der Vortrag wird am 28. Januar abgehalten werden. Das Thema lautet: „Deutsch-amerikanische Schulbestrebungen.“

Die 45. Jahresversammlung der National Educational Association wird in den Tagen vom 9. bis 13. Juli dieses Jahres zu San Francisco, Ca., abgehalten werden.

Schulbesuch. Aus einem diesbezüglichen Bericht Dr. W. T. Harris, des Erziehungskommissärs der Ver. Staaten, entnehmen wir, dass 17,896,890 Schüler die verschiedenen Erziehungsanstalten — private und öffentliche — des Landes besuchen. Dieser Zahl müssen noch 693,101 zugefügt werden, die die Schüler in Abendschulen, Kaufmannsschulen, Privatkindergärten, Indianerschulen ausmachen, so dass die Gesamtsumme aller irgend eine Schule besuchenden 18,589,991 beträgt.

Dr. Henry S. Pritchett hat sein Amt als Präsident des Massachusetts Institute of Technology niedergelegt, da, wie er angibt, seine Pflichten als Präsident des Carnegie Fonds für Collegeprofessoren seine volle Arbeitskraft erheischen.

Gehaltserhöhung der Lehrer in Baltimore. Infolge einer Eingabe von seiten der Lehrer Baltimores bewilligte die dortige Abschätzungskommission eine Gehaltserhöhung, die eine jährliche Mehrbewilligung im Etat der Stadtkasse von \$163,000 bedingt.

Lehrermangel in Philadelphia. Der Lehrermangel in Philadelphia ist so gross, dass 125 Schüler der oberen Klasse der dortigen Mädchenschule die Erlaubnis erhielten, sofort ihren Kursus zu beenden, vorausgesetzt, dass sie in die Normalschule für Lehrerinnen einzutreten willens sind. Dort sind Vorkehrungen getroffen, dass ihre Ausbildung im Juni des Jahres 1907 beendet ist.

Gegen Ausweisung aus der Schule. Richter Mack am Jugendgericht zu Chicago hielt eine Konferenz mit dem dortigen Erziehungsrate, in welcher er demselben das Verwerfliche der Ausweisung solcher Knaben, die in der Schule nicht mehr gebändigt werden können, nachwies. Wenn ein Knabe, so führte er aus, von der Schule ausgewiesen ist, wird er auf die Strasse geworfen und erscheint sicher in einigen Tagen vor dem Richter. Nichts führt den Knaben leichter in die Verbrechenslaufbahn als das gegenwärtige System der Suspendierung. Wenn ein Junge durchaus unkontrollierbar geworden ist,

so sollte er der „Parental School“ zugewiesen werden. Die Strasse ist der schlimmste Platz in der Welt für ihn.

In der September-Ausgabe der „Educational Foundations“ bespricht unser Erziehungskommissär Dr. William T. Harris die Lehrergehaltsfrage.

Herr Harris fasst die Frage vom Standpunkt des Nationalökonomen auf. Wie der Reichtum, der auf den einzelnen entfällt, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigt (von \$781 im Jahre 1870 auf \$1,036 im Jahre 1900), so nimmt auch die Produktionsfähigkeit des einzelnen Arbeiters zu. Im Fabrikwesen stieg der Wert des von einem einzelnen Arbeiter hervorgebrachten Reichtums von \$721.93 im Jahre 1870 auf \$1,065.69 im Jahre 1900.

Das Durchschnittsgehalt des Lehrers ist ebenfalls, wenn auch langsam, im Steigen begriffen. Im Jahre 1870 betrug es \$28.54 den Monat, und im Jahre 1903 war es auf \$47.50 gestiegen.

Es sind über 500,000 Lehrer an sämtlichen Schulen unseres Landes. Von diesen haben etwa 425,000 ein Durchschnittsgehalt unter \$600.00. 74,441 haben ein Durchschnittseinkommen von \$600.00 und darüber, und nur 47,363 Lehrer beziehen mehr als \$800.00 jährlich.

Der deutschen evangelisch-lutherischen Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten, die im Juli in Detroit tagte, hat der Antrag vorgelegen, bei den Verhandlungen die englische Sprache als zulässig zu dulden, ist aber fast einstimmig abgelehnt worden. Die deutschen Kirchengemeinden beider Bekenntnisse sind starke Stützpunkte in dem Kampfe für die Erhaltung der deutschen Muttersprache. Bemerkenswert ist der Hinweis auf einen besonderen Grund für die Beibehaltung der deutschen Sprache in der protestantischen Kirche, der wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit geltend gemacht worden ist, nämlich, dass keine andere Sprache den deutschen Choral zu ersetzen vermöge.

Beiläufig erfährt man, dass vor kurzem auch der Verband der deutschen Katholiken des Staates New York in der Sprachenfrage „unzweideutig“ Stellung genommen hat.

Herr Adolf Timm, der Schriftwart des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes, schreibt in der D.-A. V. u. L.-Ztg.: „Der in Chicago abgehaltene 34.

Lehrertag des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes war von gegen 300 deutschen Lehrern und Lehrerinnen aus allen Teilen des Landes besucht. Wenn die in den interessanten Vorträgen enthaltenen Empfehlungen jedoch verwirklicht werden sollen, dann ist es nötig, dass die meisten dieser Dreihundert mit Hand anlegen. Bis jetzt sieht man erst ein kleines Häuflein in den Reihen des Nationalbundes. Mit dem Sympathisieren allein ist es nicht getan, meine Damen und Herren, es muss praktische Arbeit getan werden. Und diese praktische Arbeit wird sich tausendfach für Sie lohnen."

Der Schulrat von Gross-New York verlangt von der Stadtverwaltung 25 Millionen Dollars, um die Kosten der Schulen für das Jahr 1906 bestreiten zu können, drei Millionen mehr als für das Jahr 1905.

In Baltimores englisch-deutschen Schulen ist das Deutsche kein Stiefkind, sondern dem Englischen völlig gleichgestellt. Aus einer dieser trefflichen Schulen wird jetzt gemeldet: In der ersten Klasse der englisch-deutschen Schule in der Argyle Avenue, nahe der Dolphin Str., hat eine Ausstellung der Schülerarbeiten der Anfangs-Klasse, deren Lehrerin Fräulein Marie Hofman ist, stattgefunden. Sie wurde von den Eltern der Zöglinge und zahlreichen anderen Personen, welche sich für die englisch-deutschen Schulen interessieren, besucht. Alle Besucher waren ob der Leistungen der Zöglinge im Alter von sechs bis zu acht Jahren in hohem Grade erstaunt. Nicht allein sind die Kinder mit ihren englischen Arbeiten ebenso weit fortgeschritten, wie die der englischen Schulen, sondern ihre deutschen schriftlichen Leistungen würden mancher Schule in Deutschland zur Ehre gereichen.

Die Schillerfeier in Cleveland, O., hat \$5798.89 gekostet. Die Veranstalter planen die Gründung eines germanistischen Vereins. Die ins Leben zu rufende Gesellschaft soll sich die Unterstützung deutscher Büchereien, sowie die Förderung deutscher Literatur und Kunst, des deutschen Theaters und des deutschen Erziehungswesens zum Ziele setzen.

Die fünftägige Schillerfeier in Philadelphia hat \$7,123.43 gekostet und ein Defizit von \$2,319.52 ergeben, welches vom Cannstatter Volksfestverein, unter dessen

Auspizien die Feier stattfand, gedeckt worden ist.

"Wie gut deutsch unsere Turnvereine um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren, schreibt die D.-A. V. u. L.-Ztg., geht aus den Schilderungen aus den ersten Jahren des Trenton Turnvereins hervor, der kürzlich sein goldenes Jubiläum feierte. Im März 1858 berichtete das Inkorporationskomitee, dass es bisher niemand gefunden hätte, der die Vereinskstitution ins Englische zu übersetzen fähig wäre. Am 18. April wurde berichtet, dass in Philadelphia sich jemand gefunden hätte zur Übersetzung der Konstitution, die Bedingungen aber nicht angenommen werden konnten, weil die Kasse es nicht erlaubte."

Das ist leider schon lange her! Einer der ältesten Turner im Turnerbunde, wenn nicht der älteste, erzählte kürzlich, dass er bei dem letzten, in Indianapolis abgehaltenen Bundesturnfeste auf dem Turnplatze kein deutsches Wort gehört habe.

In Steubenville, O., so schreibt A. T., scheint das Deutschtum auch den Krebsgang zu gehen, denn der deutsche Unterricht ist jetzt in den öffentlichen Schulen abgeschafft worden. Die Hauptschuld tragen natürlich dort wie anderswo die Deutschen selbst, die sich für die Unterhaltung oder Förderung deutscher Schulen, deutscher Presse u. s. w. gar nicht oder nur höchst oberflächlich interessieren. Von hundert Kindern, die den deutschen Unterricht besuchten, waren nur etwa zwanzig deutscher Abkunft. Angesichts dieser Tatsache verlieh ein Amerikaner seiner Entrüstung mit den Worten Ausdruck: „I despise the Germans who despise their language.“ Das sollte dem Deutschen, der seine Sprache missachtet, zu denken geben.

Waldschulen. Auch Berlin wird nächstens Waldschulen besitzen, wenn auch nicht städtische wie in Charlottenburg. Der Volksheilstättenverein vom Roten Kreuz unterhält in den Sommermonaten in den Vororten Schönholz und Sadowa bei Köpenick Erholungsstätten für Kinder, die fast ausschliesslich den Berliner Gemeindeschulen entstammen. Damit die Kinder nicht im Unterricht zurückbleiben, beabsichtigt der Verein, in den Erholungsstätten nach dem Muster der Charlottenburger Waldschule Unterricht erteilen zu lassen. Da dem Verein die Mittel für die Erteilung des Unterrichts

fehlen, hat der Berliner Magistrat beschlossen, vorbehaltlich der Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung diese Mittel zu bewilligen.

Die erste Waldschule in Charlottenburg hat jetzt eine bemerkenswerte Ergänzung durch die Angliederung einer Erholungsstätte erfahren. Während die Kinder im allgemeinen des Abends zurückkehren, können sie jetzt auch in beschränkter Zahl in der Erholungsstätte übernachten. Durch Aufstellung einer weiteren Baracke ist die Möglichkeit geschaffen worden, zehn Kinder auch des Nachts draussen zu behalten. In Betracht kommen in erster Reihe solche Kinder, denen wegen ihres leidenden Zustandes der tägliche Hin- und Rückweg schwer fällt, oder die in so ungünstigen häuslichen Verhältnissen leben, dass es geboten erscheint, sie auch des Nachts aus der Häuslichkeit zu entfernen. Ausgeschlossen von dem Nachtaufenthalt in der Erholungsstätte sind Kinder, deren Zustand eine Gefährdung der anderen Kinder mit sich bringen könnte, insbesondere solche mit offener Tuberkulose. Der tägliche Verpflegungssatz für die Kinder, die auch nachts draussen bleiben sollen, ist auf 1 M. festgesetzt. Der Tagesverpflegungssatz hat vom 1. Juli an auf 60 Pf. erhöht werden müssen, da es sich als unmöglich erwiesen hat, die Verpflegung in der bisherigen Art, die der der städtischen Waldschule entspricht, für den ursprünglich festgesetzten Preis von 50 Pf. täglich zu gewähren.

Austausch von Sprachlehrern. Zwischen der preussischen und der französischen Regierung ist eine Vereinbarung getroffen, nach der junge akademisch gebildete Franzosen an preussischen Gymnasien französischen Konversationsunterricht übernehmen und umgekehrt preussische Philologen an französischen Anstalten angestellt werden können.

Die Schule der deutschen Kolonie in Mexiko. Professor Dr. Lenz, Darmstadt, berichtet in Nr. 10 dieses Jahrganges der Kolonial-Zeitung über Schulverhältnisse in der mexikanischen Hauptstadt, welche von einer seltenen Opferwilligkeit und einem stark ausgeprägten Nationalgefühl unserer dortigen Landsleute ein überaus rühmliches Zeugnis ablegen.

In der Republik Mexiko, worin etwa 5000 Deutsche wohnen, wovon zirka 1000 auf die Hauptstadt Mexiko kommen, erfreut sich das Deutschtum eines sehr

hohen Ansehens, was zum grossen Teile dem Einflusse der deutschen Schule zuzuschreiben ist. Diese wurde 1894 gegründet und zwar zu dem Zwecke, allen Deutschen der Republik, denen die Sprache ihrer Vorfahren und die Sitte ihrer alten Heimat teuer ist, die Möglichkeit zu bieten, ihren Kindern das Erbe ihrer Väter zu wahren und sie in Sprache, Geist, Charakter und Gemüt deutsch zu erhalten.

Die Unterhaltung der Schule geschieht durch die deutsche Kolonie, bezw. die Aktiengesellschaft *Colegio de Colonia Alemana*. An der Spitze derselben steht gegenwärtig ein Rat von 9 Mitgliedern. Den Ehrenvorsitz führt der deutsche Gesandte Freiherr von Wangenheim. Zum Ehrenmitglied ist der deutsche Legationsrat Dr. von Floeckher ernannt worden. — Die Lehrfächer sind die einer deutschen Realschule, darunter die fremdsprachlichen: Französisch, Englisch und die mexikanische Landessprache, letztere mit Ausnahme der untersten Klasse. Der Unterricht in Stenographie ist erst seit 1902 obligatorisch. Mit der Anstalt ist ein Kindergarten verbunden zwecks Erhaltung der Muttersprache der kleinen deutschen Kinder, die in anderssprachiger Umgebung leicht Gefahr laufen, ihrem angestammten Volkstum verloren zu gehen. Der Kindergarten ist in zwei Abteilungen getrennt und wird dermalen von 44 Kindern (25 Knaben und 19 Mädchen) besucht, von denen 7 Mexikaner und 6 Amerikaner sind. Die eigentliche Schule hat 10 Klassen und zwar 3 Elementar-, 5 Real- und 2 besondere Mädchenklassen. Die nur 9 Knaben zählende Quarta und Tertia der Realschule wurden, mit Ausnahme von 2 Stunden Französisch, gemeinsam unterrichtet. Am 1. September 1904 besuchten die Anstalt im ganzen 180 Kinder, 107 Knaben und 73 Mädchen (gegen 16 in 1894 und 139 in 1900/01). Von den 180 Zöglingen waren 66 rein-deutscher und 82 gemischt-deutscher Abkunft (bei 75 der Väter, bei 7 die Mutter deutsch). Von den übrigen Kindern waren 21 Mexikaner, 10 Amerikaner und 1 Engländer. Als Direktor amtiert derzeit dort Professor Dr. August Heck, welchem 7 deutsche Lehrer und 2 deutsche Lehrerinnen, sowie 1 mexik. und 1 engl. Lehrer zur Seite stehen. Am 5. November 1903 wurde das in der Calzada de la Piedad erbaute neue Schulhaus in Anwesenheit des Präsidenten der Republik, des Generals Porfirio Diaz, ferner des kaiserl. Geschäftsträgers Dr. v. Floeckher, sowie im Beisein von 200 Mitgliedern der deutschen

Kolonie unter grosser Feierlichkeit eingeweiht. Porfirio Diaz, ein eifriger Förderer des Deutschtums, besprach bei dieser Gelegenheit die Gründlichkeit deutscher Wissenschaft und spendete insbesondere den Leistungen der deutschen Pädagogik grosses Lob.

Das zweistöckige Schulgebäude ist nach dem Plane deutscher Architekten und der oben erwähnten Aktiengesellschaft einfach und dauerhaft hergestellt, auf zwei Seiten von hohen, schattigen Bäumen umgeben und den gesundheitlichen Anforderungen der Neuzeit durchaus entsprechend. Die Kosten, einschliesslich der inneren Ausstattung betragen rund 70,000 Dollar, wovon bis jetzt erst 40,000 D. bestritten sind, mithin noch 30,000 D. aufzubringen übrig bleiben. Allerdings erhält die deutsche Kolonie in Mexiko aus den vom deutschen Reich gewährten Zuschüssen zur Unterstützung der Auslandsschulen einen jährlichen Beitrag (6500 Mk. in 1903, gegen 12,500 Mk. in 1902). — Wir Deutschen in der alten Heimat schütteln in Gedanken unseren wackeren Stammesgenossen in Mexiko wegen ihrer Selbstlosigkeit, ihrer Tapferkeit und ihres hochherzigen Gemeinsinnes, ihrem schönsten Kleinod, das sie besitzen, eine stattliche Heimstätte zu schaffen, hiermit warm die treue Bruderhand. (Fr. Schtzg.)

Eine Kritik der Berliner Schulaufsicht. Eine solche Kritik übte vor kurzem Dr. Preuss in der Sitzung der Stadtverordneten. Er sagte u. a.: „Es ist doch ziemlich zweifellos, dass in der Lehrerschaft, wie der Herr Schulrat ganz mit Recht hervorgehoben hat, weniger durch die Zahl als durch die Art der Revisionen, eine gewisse Nervosität, und zwar eine wohl erklärliche Nervosität erzeugt worden ist. Auf die viel erörterten Rechtsfragen will ich jetzt nicht eingehen; aber die Empfindung werden wir alle haben: es ist nicht nur in den externis, sondern in den internis, um diese berühmte oder besser berüchtigte Scheidung beizubehalten, im Schulwesen eine Hypertrophie von Aufsicht vorhanden; das städtische Schulwesen leidet daran, dass es von viel zu vielen und viel zu viel beaufsichtigt wird. Statt dass die Aufsicht sich begnügt, sich von dem ordnungsmässigen Gange unseres Unterrichts und seiner Verwaltung zu überzeugen, hat sie durch die Art, wie sie geübt wird, zu einer Beunruhigung im Unterrichtswesen geführt und es wäre erfreulich, wenn es dem Herrn Schulrat gelungen sein sollte, da-

rin eine Besserung herbeizuführen.“ (Leiden wir hierzulande nicht unter dem gleichen Übel? D. R.)

Die Einrichtung von Schulgärten regt eine Verfügung der preussischen Volksschulverwaltung in ihrem Bereich an. Es wird darin ein Erlass der Regierung in Trier mitgeteilt, worin die Kreisschulinspektoren ersucht werden, beiden Lehrern das Interesse an der Einrichtung und Pflege von Schulgärten zu wecken und zu fördern. Auch die Landräte des Bezirks wurden von dem Regierungspräsidenten gebeten, bei den Lehrern, welche die erforderliche Lust und Liebe zur Sache haben, auf die Einrichtung solcher Gärten hinzuwirken. Die Anregung dazu rührt von der Landwirtschaftskammer der Rheinprovinz her, die sich an den Oberpräsidenten gewandt hatte. Die Lehren und Eindrücke, heisst es darin, die das Kind im Schulgarten erhält, können nutzbringend im eigenen Hausgarten verwertet werden. Es ist dies um so wünschenswerter, als die Pflege und Instandhaltung der Hausgärten auf dem Lande leider noch viel zu wünschen übrig lässt. Der Landbevölkerung fehlten vielfach die einfachsten Kenntnisse über Pflege der Obstbäume, Obststräucher, Gemüse- und Blumenpflanzen. Der Schulgarten führt täglich die nützlichsten Gegenstände vor das Auge des Kindes und fördert dadurch das Interesse für die kultivierten Obstbäume, Sträucher, Blumen und Gemüse. Der Garten kann für die Kinder ein Versuchs- und Übungsfeld sein und dadurch die Selbständigkeit für die Ausführung haus- und landwirtschaftlicher Arbeiten, gestützt auf eigene Erfahrungen, wecken.

Studierende Frauen. An sämtlichen reichsdeutschen Universitäten sind für das Wintersemester 122 Frauen rechtmässig immatrikuliert und 1633 als Hörerinnen eingeschrieben: die höchste Zahl, die bisher zu verzeichnen gewesen ist. Im einzelnen befinden sich von den immatrikulierten Frauen 47 in München, 32 in Heidelberg, 31 in Freiburg, je 4 in Erlangen, Tübingen und Würzburg; von den als Hörerinnen eingeschriebenen in Berlin 657, in Strassburg 224, in Breslau 119, in Bonn 94, in Königsberg und Leipzig je 91, in Göttingen 69, in Halle 56, in Freiburg 51, in Jena 36, in Heidelberg 30, in Tübingen 28, in München 21, in Kiel 15, in Marburg 10, in Würzburg 5 und in Erlangen 2. In Greifswald, Rostock und Münster sind überhaupt keine Frauen eingeschrieben.

Der Nervenarzt Dr. Ralf Wichmann hat soeben eine statistische Untersuchung herausgegeben, welche den Titel führt: Geistige Leistungsfähigkeit und Nervosität bei Lehrern und Lehrerinnen. (Halle a. S., Verlag von Karl Marhold. 1905.) Dr. Wichmann bekam auf seine ausführlichen Fragebogen von 780 Lehrerinnen und 344 Lehrern Antwort. Seine Untersuchung zeigt, dass die Lehrerinnen freiwillig ihre geistige Leistungsfähigkeit bedeutend geringer eingeschätzt haben als die Lehrer die ihrige. Zu diesem Ergebnis bemerkt der Verfasser Seite 78: „Das illustriert die Behauptung der Frauenrechtlerinnen recht eigentümlich, welche beständig in die Welt posaunen, die geistige Leistungsfähigkeit des Weibes sei dieselbe wie die des Mannes — im Durchschnitt natürlich —, ohne aber Beweise dafür zu bringen, denn die Ausnahmen jener wenigen hochintelligenten Frauen sind nicht zur Verallgemeinerung zulässig.“ Auf Seite 79 teilt uns Dr. Wichmann mit: „Also die gesunden, rein wissenschaftlichen Lehrerinnen haben ihre geistige Leistungsfähigkeit mit anderen Worten auf etwa den vierten Teil derjenigen des Durchschnittslehrers eingeschätzt; selbst eingeschätzt! Darauf lege ich besonderen Wert!“ Weiter unten heisst es auf der 79. Seite: „Diese Umfrage gibt also der Behauptung der Frauenrechtlerinnen, das Weib sei geistig ebenso leistungsfähig wie der Mann — im allgemeinen gesprochen — keine Unterstützung, sondern zeigt vielmehr geradezu, dass in demjenigen geistigen Berufe, welcher für die Frauen als ganz besonders geeignet erscheint, dem Lehrerinnenberufe, und in welchem sie sich schon am längsten ausgelebt haben, das Weib im Durchschnitt sehr bedeutend weniger geistige Arbeit leistet und sich zu leisten zutraut als der Mann.“

Kürzlich kam im preussischen Abgeordnetenhaus der Antrag, die Staatsregierung zu ersuchen, den Volksschullehrern den Zutritt zu den akademischen Studien zu gewähren, zur Verhandlung. Schulrat Dr. Zwick (Berlin) trat für den Antrag ein. Er erwartete insbesondere von dem Seminarlehrer, dass er auf einer hohen wissenschaftlichen Warte stehe, und der Weg zu dieser Warte gehe im allgemeinen durch die Tore der Universität. Dass konservative und Zentrumsabgeordnete gegen den Antrag sprechen werden, war nicht anders zu erwarten. Auffallend war die Rede des nationalliberalen Abgeordneten

Hackenberg, der erklärte, dass ihm die Zulassung der Volksschullehrer als solcher zur Universität ebensowenig erforderlich wie wünschenswert erscheine. Kultusminister Dr. v. Studt stellte fest, dass die Unterrichtsverwaltung einen entschieden ablehnenden Standpunkt einnehme. Der Antrag wurde abgelehnt.

Holland. In Holland gibt es staatliche und private Volksschulen. Die ersteren sind hinsichtlich der Religion vollständig neutral, die letzteren dagegen sind fast alle konfessionelle Schulen. Die Staatsschulen wurden im Jahre 1903 von 559,841, die Privatschulen von 259,981 Kindern besucht. Seit 1889 erhalten die privaten Schulen 30 Proz. ihrer Kosten vom Staate vergütet, die übrigen 70 Proz. werden durch freiwillige Leistungen und durch Schulgeld aufgebracht. Gegenwärtig liegt nun der Abgeordnetenkammer ein Gesetzentwurf vor, nach welchem alle Lehrer, also auch jene an den Privatschulen, vom Staate bezahlt werden sollen. Nach der Zusammensetzung der Kammer ist an der Annahme des Gesetzes nicht zu zweifeln.

England. Der Engländer John Jackson hat Hefte entworfen, die für links- und rechtshändige Schrift berechnet sind. Eine Gesellschaft sucht in seinem Sinne die gleichmässige Geschicklichkeit im Gebrauche beider Hände zu fördern. „Durch Beidseitigkeit, sagt Dr. N. Smith, wird nicht nur der Körper gleichmässig entwickelt, sondern auch das Gehirn und alle anderen grossen Funktionszentren. Ich glaube, dass die Beidseitigkeit mehr dazu beitragen wird, körperliche Ungestaltetheit zu verhindern, als alle Körperbewegungen, und dass sie auch dahin wirkt, die bereits erzeugten Ungestaltetheiten zu verhindern.“ In Amerika werden Kinder angehalten, an der Wandtafel gleichzeitig mit beiden Händen zu zeichnen (vergl. das Werk von Liberty Tadd), und Jackson sieht im Gebrauch beider Hände einen der grössten Fortschritte in der neueren Pädagogik.

Der Senior der schweizerischen Lehrer und älteste Bürger von Uri, Kollege Columban Russi von Andermatt, feierte am 17. Februar seinen 100. Geburtstag. Trotz seines hohen Alters ist er immer noch munter, geht täglich zur Kirche, liest viel und gönnt sich auch öfters ein musikalisches Stündchen. „Unser Schulmeister“, wie man ihn allgemein nennt, war 76 Jahre Organist und 71 Jahre Lehrer.

Frankreich. In welcher energischer und sich durch die Übernahme der Disziplin und systematischer Weise es sich Frankreich angelegen sein lässt, die Wehrfähigkeit des französischen Volkes zu heben, geht aus nachstehendem Erlass des Ministers für den öffentlichen Unterricht hervor: „Schliessunterricht in den französischen Schulen. Es ist darauf hinzuwirken, dass die Schiessübungen einen immer grösseren Platz in den Schulen einnehmen. Während der aktiven Dienstzeit ist es dem Soldaten sehr wohl möglich, sich mit allen sonstigen Pflichten des Heeresdienstes vertraut zu machen, keineswegs aber ist ihm während dieser Zeit ausreichend Gelegenheit geboten, sich zu einem tüchtigen und brauchbaren Schützen heranzubilden. Bisher nahmen nur 1000 Schüler an den alljährlichen Preisschiessen teil. Diese Zahl ist möglichst zu vergrössern. Zur Unterstützung dieses Bestrebens wird die Regierung alljährlich 50 Gewehre verteilen. Die Schulinpektoren und besonders tüchtige Lehrer der Schiesskunst sollen den Gang des Unterrichts überwachen und hervorragende Schiessleistungen der Schüler höheren Orts melden, damit diesen zum Lohne, anderen zur Nacheiferung staatliche Auszeichnungen zuerkannt werden können.“

Wien. Niedergang des Wiener Pädagogiums. In der Leo-Gesellschaft hielt Prof. Viktor Renner, der provisorische Leiter des Pädagogiums, einen Vortrag über die neueste Phase in der Wiener Pädagogiumsfrage. Er entwickelte in eingehender Weise die Geschichte des Pädagogiums und bezeichnete die Berufung des Dr. Dittes zur Leitung der Anstalt als einen grossen Fehler, da Dittes sich in österreichische Verhältnisse nicht hineinfinden konnte. Besser wurde es unter der Direktion Hannak, aber dieser beging den Fehler, in die politische Arena hinabzusteigen

und sich durch die Übernahme der Disziplin und systematischer Weise es sich Frankreich angelegen sein lässt, die Wehrfähigkeit des französischen Volkes zu heben, geht aus nachstehendem Erlass des Ministers für den öffentlichen Unterricht hervor: „Schliessunterricht in den französischen Schulen. Es ist darauf hinzuwirken, dass die Schiessübungen einen immer grösseren Platz in den Schulen einnehmen. Während der aktiven Dienstzeit ist es dem Soldaten sehr wohl möglich, sich mit allen sonstigen Pflichten des Heeresdienstes vertraut zu machen, keineswegs aber ist ihm während dieser Zeit ausreichend Gelegenheit geboten, sich zu einem tüchtigen und brauchbaren Schützen heranzubilden. Bisher nahmen nur 1000 Schüler an den alljährlichen Preisschiessen teil. Diese Zahl ist möglichst zu vergrössern. Zur Unterstützung dieses Bestrebens wird die Regierung alljährlich 50 Gewehre verteilen. Die Schulinpektoren und besonders tüchtige Lehrer der Schiesskunst sollen den Gang des Unterrichts überwachen und hervorragende Schiessleistungen der Schüler höheren Orts melden, damit diesen zum Lohne, anderen zur Nacheiferung staatliche Auszeichnungen zuerkannt werden können.“

Einen bedeutenden Sieg hat die deutsche Sprache in Belgien vor kurzem an hoher Stelle errungen. Die königlich belgische Akademie der Wissenschaften hat auf Antrag von Professor G. Kurth einstimmig beschlossen, dass in Zukunft wissenschaftliche Arbeiten, Mitteilungen auch in deutscher Sprache eingereicht werden können; bisher kannte die Akademie nur das Lateinische, das Französische und das Flämische an. Einer 75jährigen Ungerechtigkeit den Deutsch-Belgiern gegenüber ist damit ein Ende gemacht worden.

VI. Vermischtes.

Die meistgelesenen Bücher des Jahres 1904. Das „Literarische Echo“ hat wieder seine Jahresumfrage an die Bibliotheken erlassen, um die meistgelesenen Bücher und Autoren des vergangenen Jahres festzustellen. Der Erfolg ist wunderbar: Das Buch der Saison war Stilgebauers „Götz Kraft“ (96 mal genannt), dann kommen erst Clara Viebig mit ihrem Roman „Das schlafende Heer“, Frau v. Heyking mit den „Briefen, die ihn nicht erreichten“, Beyerlein mit „Jena oder Sedan?“, Frenssen mit „Jörn Uhl“, Baudissin mit „Erstklassige Menschen“ und Thomas Mann mit den „Buddenbrocks“. Vier Autoren unter den genannten sieben (Beyerlein, Frenssen, Heyking und Mann) gehörten schon zu den Siegern des Vorjahrs. Die äusseren Gründe, die

den Romanen von Baudissin und Stilgebauer zu ihrem Leseerfolg geholfen haben, sind bekannt. Unter den Bühnendichtern steht mit der Aufführungsziffer 1490 Beyerlein durch seinen „Zapfenstreich“ an der Spitze. Dann folgen der Reihe nach Schiller, Schöthan, Oskar Blumenthal, Krantz und Neal, Sudermann, Shakespeare, Hauptmann, Halbe, Meyer-Förster, Gorki, Goethe, Ibsen, L'Arronge, Anzengruber, Lessing, Fulda, Grillparzer, Mäterlinck, Dreyer, Oskar Wilde, Molière, Sardou, Hebbel, Schnitzler, Birch-Pfeiffer, Kleist, Wedekind, Otto Ernst, Hofmannsthal, Hartleben, Lindau, Gutzkow, Raimund, Capus, Björnson, Wildenbruch. Die zahlreichen Stücke, die Gustav v. Moser mit verschiedenen Kompagnons verfasst hat, wurden rund 500 mal gegeben.

Der geadelte Schiller. In seiner Gedenkrede vor der Berliner Akademie der Wissenschaften wies Jakob Grimm an Schillers 100. Geburtstage so nebenher mit lässiger Handbewegung auch auf die Tatsache hin, dass dem Dichter drei Jahre vor seinem Tode der Adel verliehen wurde, und er knüpft an diese Erwähnung die Worte: „Seitdem erscheint der einfache, schon dem Wort-sinn nach Glanz strahlende Name durch ein sprachwidrig vorgeschobenes „von“ verderbt. Kann denn überhaupt ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im voraus verneinen, weil der, dem die höchste Gabe des Genius verliehen ist, keiner geringeren Würde bedürfen wird. ... Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugenden stolz sein; das ist natürlich und recht. Unrecht aber scheint, wenn ein hervorragender freier Mann zum „Edlen“ gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugt. ... Ein grosser Dichter legt auch notwendig seinen Vornamen ab, dessen er nicht weiter bedarf, und es ist un-deutscher Stil oder gar Hohn, „Friedrich von Schiller“ zu schreiben. Über solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volks-gefühls.“ Dies erinnert übrigens an ein hübsches Epigramm des im vorigen Sommer zu Baden bei Wien verstorbenen Dichters Hermann Rollet:

„Da liest man oft am Schauspielhaus
Friedrich von Schiller' auf dem Zettel —
Sein Geist lacht nieder auf den Bettel!
Trotz schlechten Reims sprech' ich es aus:
Das „von“, das ist ja viel zu wenig,
Denn — mindestens ist er ein König!“

Schulhumor. Lehrer: Höre einmal, Karl, weshalb grüsst du mich nicht! — Schüler: Herr Lehrer, wir haben jetzt Ferien!

Aus Kindermund. „Warum bist du gestern nicht in die Schule gekommen, Bärbel?“ — „Das steht ja auf dem Zettel.“ — „Dummes Mädel, ich will wissen, was dir gefehlt hat?“ — „Das hat mir mei' Mutter net g'sagt!“

„Was habt ihr denn gespielt, Elsie?“ — „Schule, Mama.“ — „Nun, bist du auch hübsch brav gewesen, Elsie?“ — „Nein, Mama, das brauchte ich nicht, denn ich war die Lehrerin.“

Aus Schülerheften: Die Israeliten wurden immer grösser und stärker. — Das Fleisch des Lachses ist schmackhaft, darum wird er viel gezüchtigt. — Bevor die Tropfen an den Boden kommen, sind sie zu Hagelkanonen gefroren. — David machte viele fröhliche und freundliche Kriege, dadurch wurde sein Reich gross und glücklich. — Sie legte das Knäblein in das Kästlein und verstrich es mit Lehm und Pech. — Herr ... predigte uns von der Kanzel aus dem Friedrich Schiller vor. — Wir emporten uns der Orgel zu. — Die Kreuzfahrer brachten zwei fürchterliche Krankheiten nach Europa zurück, nämlich die orientalische Pest und den Aufsatz. — Das Andenken Schillers wird überall gefeiert, wo deutsche Zungen zusammenkommen. — Zweimal im Jahre kam ein Reichsvogt nach Altdorf, um schwere Verbrechen zu richten, leichtere Vergehen musste der Meier, ein Beamter der Äbtissin, besorgen. — Ich mache Ihnen die höfliche Mitteilung, dass meine Schwester Hedwig der Schule wegen ärztlicher Behandlung fernbleiben muss. — Wir besahen das Schloss von aussen und gingen dan auch in den Rindersaal. — Die Glocken läuteten den Sturm zusammen. — Einem alten Landmanne gingen seine alten Rechnungen durch.

Ährenlese aus Aufsatzheften. Das Rind. Das Rind gehört zu den Haustieren, weil sein Stall gewöhnlich an das Haus angebaut ist. Seinen Körper bedecken Haare, welche verschieden gefärbt sind. Bei der Familie Rindvieh ist der Mann der Ochs. Die Frau heisst Kuh. Die Kinder sind ihre Kälber. Die meisten Ochsen kommen vom Land. In der Stadt findet man sie nur bei den Metzgern. Der Mensch hat viel vom Ochsen. Zum Beispiel das Fleisch, das

Fett, die Haut und anderes. Der Ochs ist kein Ochs; er heisst nur so. Jedes Rindvieh nährt sich von Pflanzen. Die Bauern und die Ochsen pflügen die Felder. Die Kühe gehen mit den Bauernmädchen auf die Weide. Eine Kuh ist nicht schön; je mehr es aber sind, desto schöner werden sie. Die Ochsen werden im schönsten Mannesalter geschlachtet. Von der Kuh erhalten die Milchfrauen ihre Milch. Das Rind hilft auch Lichter und Seife bereiten mit seinem Fett. Das schöne Rindvieh ist der grösste Stolz der Bauern. Mancher Bauer hat Ochsen, die so gross sind wie er.

heuten, Dinge, sagte Vater, da ist ein wenig Wind in den Blättern. Und der Erbkönig säuselte: Du bist ein feines Junges, komm, meine Kinder sollen auf dich warten und dich hineintanzen, wiegen und singen, und wenn du nicht kommst, so brauche dich gewaltig. — Ach, mein Vater, schreite der Knabe, da sind noch manche Erbkinder, halte mich fest. — Und wieder schreite er: O, o, mein Vater, die schwanzlichen Dinge haben mir leid getan. — Der Vater dann rittete immer faster und reicht das Hof mit grosses Elend. Da war kein mehr Gesäuselte, aber das Junge hatte schon getötet sein und lag geborsen in seine Arme.

Erbkönig. — In der Presse macht folgender Aufsatz einer fremdsprachigen Pensionärin die Runde: Erbkönig. Es war spät und ein Reiter trödete den heulenden Wind hindurch. Fest gepresset hatte er ein Junges, sein Kind. Mein Sohn, der Vater sagte, warum hast du ein so furchtbares Gesicht? Bist du nicht gut und bequem? O, mein Vater, der Knabe sprach, sehe das lange grausame Schwanz von dem Erbkönig dort. Ach, ach, mein Junges, das ist nur eine Mist. Und leise sagte das Ding mit dem Schwanzlein: Komm mit mich, liebes Junges, wir wollen ein grosses Spass haben mit Blumen und Spiele. Und wieder ruft der Knabe: O, o Vater, der Erbkönig immer säuselt leise. Dumm-

Ein Wissbegieriger. Es findet der erste Schultag statt, und der Herr Lehrer hat seine kleinsten Rekruten in die Uranfangsgründe ihrer Schulpflicht in väterlichem Tone eingeweiht. Am Schlusse dieser ersten Unterweisung fragt er dann nochmals seine Schar, ob sie nun auch alles behalten würde, was kräftig bejaht wird. Schliesslich fordert er diejenigen auf, sich zu melden, die noch etwas wissen wollten. Da meldet sich ein kleiner dicker Knirps. „Nun, Fritzchen, was möchtest du denn noch?“ fragte der Lehrer. „Ach, Herr Lehrer, ich wollte mal fragen, wann die Ferien beginnen.“

Bücherschau.

Eingesandte Bücher.

Geschichte des Dreissigjährigen Krieges von Friedrich Schiller. Drittes Buch. Abridged and edited with introduction, notes, maps, and vocabulary by Arthur H. Palmer, Professor in Yale University. New York, Henry Holt & Co., 1905. Price 35 cts.

Schiller's Poems. Selected and edited with introduction and notes by John Scholte Nollen, Professor of German in Indiana University. New York, Henry Holt & Co., 1905. Price 80 cts.

Rhetoric in Practice by Alfonso H. Newcomer, Associate Professor of English in Leland Stanford Junior University, and Samuel S. Seward, Jr., Assistant Professor of English in Leland Stanford Junior Uni-

versity. New York, Henry Holt & Co., 1905. Price 90 cts.

Die Elektronentheorie von Prof. Dr. H. Kayser. With notes and vocabulary by Arthur S. Wright, Prof. of Modern Languages, Case School of Applied Science. Boston, D. C. Heath & Co., 1905.

Der arme Spielmann. Erzählung von Franz Grillparzer. Edited with notes and a vocabulary by Willim Guild Howard, Instructor in German in Harvard University. Boston, D. C. Heath & Co., 1905.

Anstandsleben für Schule und Haus. Von Edith E. Wiggin, übersetzt von Wilhelm Eilers. Nebst auserlesenen Stammbuchversen und Biographien prominenter Deutsch-Texaner. Zu beziehen von Wm. Eilers, Austin, Texas. Preis 40 cts.